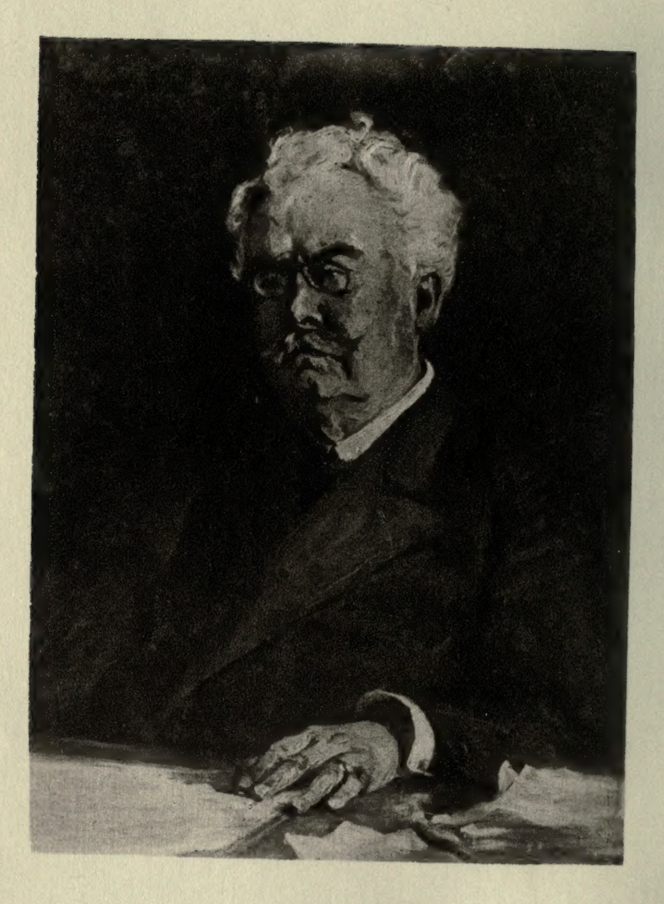


AUFSÄTZE
VON
AUGUST STEIN

LAG DER FRANKFURTER SOCIETÄTSDRUCKEREI G.M.B.H.
FRANKFURT AM MAIN
1921



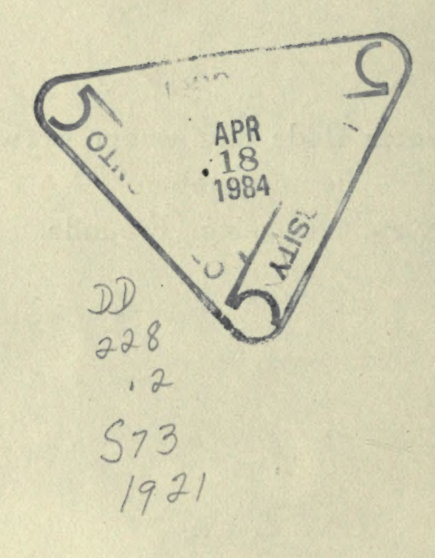
August Stein
Nach einem Gemälde von Elfriede Wiener-Sonnemann.

IRENAEUS

Aufsätze August Steins.

Mit seinem Bilde und einem Vorwort
herausgegeben
von einem seiner Freunde.

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.
Frankfurt am Main
1921.


APR
18
1984
DD
228
.2
S73
1921

Inhalt.

Seite

Vorwort.

Charakteristiken.

Windthorst, 5. April 1891 15
Otto von Bismarck, 2. August 1898 29
Herr von Boetticher, 3. Juli 1906 38
Althoff, 27. September 1907 47
Alexander Meyer, 19. Juli 1908 57
Bülow, 15. Juli 1909 65
Albert Traeger, 27. März 1912 78
Ein Journalist, 26. November 1913 81
Der Kronprinz, 10. März 1914 85

Aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben zur Zeit Wilhelms II.

Unsere Volksvertretung, wie sie ißt und trinkt, 6. März 1897 95
Von alten und neuen Parlamentshäusern, 9. Dezember 1898 104
Berliner Bälle (Der Subskriptionsball — Der Presseball), 12. Februar 1899 114
Einiges über Gesellschaft, Luxus und Politik, 3. April 1904 125
Der Jahrmarkt der Eitelkeiten, 25. September 1904 . . . 140
Vom diätenlosen Reichstage, 1. Januar 1905 147
Stimmungen und Gerüchte, 23. April 1905 155
Staatsamt und Geschäft, 24. Dezember 1905 161
Vom Kaiser und von der Presse, 3. August 1906 170
Regierende, 26. August 1906 180
Die englischen Journalisten in Berlin, 2. Juni 1907 . . . 189

Vorwort
dem Andenken August Steins gewidmet.

Länger als drei Jahrzehnte — von 1883 ab — schritt täglich kurz nach der ersten Mittagsstunde vom westlichen Teil der Leipziger Straße her ein Mann dem Auswärtigen Amte zu, der den Vorübergehenden durch seine Körpergröße, die Wucht seiner Figur und durch die eigenartig schöne Form seines Kopfes auffiel. Die Mehrzahl der hochgestellten Beamten, die aus einem der in diesem Viertel gelegenen Ministerien kamen, grüßte ihn in verbindlichster Weise. Mit dem einen oder anderen blieb er wohl auch zu einem kurzen Gespräch stehen, an dem jeder von beiden beruflich das gleiche Interesse zu haben schien. Dieser Mann war August Stein. Er hatte 1883 die Leitung des damals neu errichteten Berliner Büros der „Frankfurter Zeitung" übernommen und war bis wenige Monate vor seinem am 12. Oktober 1920 erfolgten Tode ununterbrochen der Vertreter dieses Blattes in Berlin geblieben.

Bismarck nannte ihn einmal den Gesandten Sonnemanns am preußischen Hofe. Das war ein witziges Wort. Es steckte jedoch in ihm ein Körnchen Wahrheit, insofern nämlich, als man sich für die würdige Vertretung eines hohen Amtes kaum einen geeigneteren Mann hätte vorstellen können als August Stein. Wäre es für irgend eine Sache von Wichtigkeit gewesen, einen Vertreter von repräsentativen Eigenschaften zu finden, so hätte Stein mit Sicherheit jeden anderen Bewerber geschlagen. Er übte durch Haltung und Sprache eine starke Anziehung aus. Wo er erschien, drängten sich ihm neue Leute zu, die Wert auf die Bekanntschaft eines Mannes legten, dem wie keinem anderen das höchste Glück der Erdenkinder, die Persönlichkeit, auf den ersten Blick untrüglich anzusehen war. Ohne den geringsten Anflug kleinlicher Eigenliebe wußte er stets seine Würde zu wahren. Er hatte mit hoch und niedrig, mit Ministern und Botschaftern, Gelehrten, Künstlern, Groß-

industriellen und Finanziers, parlamentarischen Führern und Abgeordneten aller Parteirichtungen Beziehungen, zum Teil regen und freundschaftlichen Verkehr und wurde als ein Mann ohne Orden und Titel im Umgang des täglichen Lebens ebenso wie inmitten illustrer Gesellschaften von Herren in Galauniformen und Damen in festlich geschmückten Roben um seiner selbst willen geschätzt. So begreiflich er für andere den Wert von Auszeichnungen fand, die unter dem monarchischen Regime nicht zu entbehren waren und auch in Republiken nicht überflüssig geworden sind, er selbst hatte für die Bijouterien männlicher Eitelkeit — das Wort ist von ihm — nichts übrig, weil er als Journalist keinem zu Dank verpflichtet sein wollte, weil ihm die Freiheit seiner Meinung, das Gefühl unbeeinflußten Handelns wichtiger waren als seine Person und alles andere.

Die Wertschätzung, die ihm entgegengebracht wurde, wird durch das Wort Achtung bei weitem nicht gedeckt. Sie grenzte an die Verehrung einer Autorität, wie sie nur wenige in ihrem Beruf besitzen. Gesandte, Botschaftsräte und junge Attachés, die längere Zeit von der Heimat entfernt waren, Politiker und Journalisten des Auslandes, die Deutschland bereisten und führende Persönlichkeiten unseres Landes kennen lernen wollten, sprachen in erster Reihe bei ihm vor, um sich Aufklärung und Rat zu holen. Korrespondenten ausländischer Blätter, selbst wenn sie schon längere Zeit von Berlin aus ihren Dienst versahen, bemühten sich bei wichtigen Vorgängen, vor Abfassung ihrer Berichte seine Auffassung zu hören. Man nahm mit ihm Fühlung wie mit einem Minister.

Er kannte nicht aus eigener Anschauung die Verhältnisse des Auslandes, aber er wußte geschickt zu hören und das, was ihm durch seine Besucher zugetragen wurde, dank seiner großen Menschenkenntnis mit sicherem Urteil zu bewerten. Auf diese Weise sammelte er auch über das Ausland eine erstaunliche Fülle von Wissen, das er dank seiner Fähigkeit, jeden Satz, den er hörte, noch nach Monaten und Jahren wortgetreu wiederzugeben, meisterhaft beherrschte. In Verbindung mit

seiner strengen Sachlichkeit und seinem abgeklärten Urteil waren diese Eigenschaften die Grundlage für die bedeutsame Stellung, die ihm besonders im Auswärtigen Amt und von vier Reichskanzlern eingeräumt wurde. Es hat in den letzten Jahrzehnten wohl keinen Vorgang der inneren und äußeren Politik gegeben, in dessen Verlauf Stein nicht zu Rate gezogen worden wäre. Er hat geholfen, aus mancher Krise einen brauchbaren Ausweg zu finden, und hat zwischen Regierung und Parlament nicht selten erfolgreich vermittelt.

Es ist häufig die Frage aufgeworfen worden, wie es möglich war, daß er als Vertreter eines stark demokratischen Blattes bei den leitenden Staatsmännern des Reiches so unbedingt ein vertrauter Mitberater werden konnte. Zur Beantwortung dieser Frage seien hier die Worte wiederholt, die ein Vertreter der Reichsregierung an seinem Sarge sprach: „Ihm war es wie keinem zweiten gegeben, den Sinn des politischen Geschehens deutlich erschaut herauszuheben aus der Verworrenheit des Meinungskampfes, ihm ordnete sich täglich von neuem die bewegte Fülle der Eindrücke zu einem wohlbeherrschten Ganzen, und so war er der anerkannte Meister der politischen Journalistik."

Stein stand jederzeit über der Sache und über den Personen und hat sich bei aller Freundschaft und persönlichem Verkehr mit leitenden Staatsmännern und ihren ersten Mitarbeitern stets seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit bewahrt. Dabei hat er sich nie seiner Mitwirkung gerühmt. Er hatte auch nie das Verlangen, der großen Politik auf eigene Faust Richtlinien zu weisen. Sein persönliches Empfinden, jedes aufwallende Gefühl drängte er zurück, weil, wie er immer betonte, politische Dinge nicht anders als mit der Kühle des Verstandes zu behandeln wären.

Seine bedeutsamsten Artikel sind nicht persönlich gezeichnet. Politiker von Fach, Berufsgenossen und interessierte Zeitungsleser kannten sein Zeichen und lasen jahraus, jahrein mit gespannter Aufmerksamkeit seine Berichte. Dinge von besonderer Wichtigkeit pflegte er aber mit guter Absicht in anonymen Artikeln zu behandeln. Was er länger als drei

Jahrzehnte über politische Dinge schrieb, das wurde in allen Lagern auch im Auslande beachtet und, was noch wichtiger ist, nie bekrittelt. Er selbst pflegte zu sagen: „Ich habe mich bestrebt, von der Gelegenheit, mich täglich dreimal zu blamieren, möglichst geringen Gebrauch zu machen."

Stein war von Haus aus Mediziner. Er stand kurz vor dem Staatsexamen und war Assistent bei dem damaligen Ordinarius der Augenheilkunde an der Breslauer Universität, als er sich entschloß, Journalist zu werden. Er war nicht in seinem Berufe verkracht und hatte sich einen ansehnlichen Schatz medizinischer Kenntnisse bis in seine letzten Jahre bewahrt, aber die Ausübung des ärztlichen Berufes reizte ihn nicht. Im Alter von achtundzwanzig Jahren (1879) begann er seine journalistische Laufbahn. Als er von Breslau nach Berlin kam, war hier seine erste Arbeit der Bericht über eine im Herrenhaus tagende Versammlung der Generalsynode. Köbner, der damalige Chefredakteur der „National-Zeitung", hatte ihn angeregt, über diese Versammlung zu berichten, den Bericht zu vervielfältigen und an eine Anzahl von Zeitungen zu versenden. Der gute Erfolg, den diese Arbeit hatte, führte Stein zu dem Entschluß, bei der Journalistik zu bleiben. Er wurde Mitarbeiter an der von Oldenberg begründeten „Parlamentarischen Korrespondenz", von der er nach einigen Jahren zur „Frankfurter Zeitung" überging. Seine Aufsätze über Sitzungen im Reichstag und Abgeordnetenhaus, bei denen es sich um sogenannte „große Tage" handelte, sind dank seiner Beobachtungsgabe und Gestaltungskraft Leistungen von unerreichter Art. Ihm entging kein charakteristischer Ausdruck des Redners, keine Bewegung, die auf den Zuhörer Eindruck machte. Was er hörte und sah, gab er mit so plastischem Ausdruck wieder, daß man parlamentarische Sturmszenen und hitzigen Wortkampf, Begeisterung und Verdrossenheit in aller Deutlichkeit bei der Lektüre seiner Berichte so wahrzunehmen glaubte, als wäre man zugegen gewesen. Es ist ein strittiges Thema, inwieweit Zeitungsaufsätze dem Historiker als Quellenmaterial dienen können. Das ist aber sicher, wer für irgend eine Darstellung parlamentarische Vorgänge der letzten dreißig Jahre

heranzuziehen und zu benutzen wünscht, wird keine Berichte finden, die ihn sicherer leiten als diejenigen August Steins. Voll erfaßt von seiner täglichen Aufgabe der Behandlung der inneren und äußeren Politik, fand Stein nicht Muße genug für besondere schriftstellerische Arbeiten. Aus seiner sechsunddreißigjährigen Tätigkeit im Dienste der „Frankfurter Zeitung" lassen sich höchstens einige vierzig Aufsätze von der Art der in diesem Buche mitgeteilten zusammenstellen. Sie beruhen durchweg auf eigenen Erlebnissen und sind Bekenntnisse seiner Lebensauffassung und seiner aus reicher Erfahrung herausgewachsenen Anschauung über Politik, Presse und Gesellschaft. Er hat diese Aufsätze in den letzten siebzehn Jahren zumeist mit „Irenaeus" gezeichnet, nicht als ob er in sich eine seelische Verwandtschaft mit dem Kirchenvater dieses Namens verspürt hätte, sondern weil die einzige Tochter eines ihm eng befreundeten Elternpaares Irene heißt. Doch auch hier ist bei ihm die prachtvolle Eingebung einer fröhlichen Minute der Widerhall der Wirklichkeit. Stein ist in der Tat der friedliche, Menschen und Dinge philosophisch betrachtende Kulturschilderer, der mit Humor und mit einer unerreichten Kunst des Plauderns nur sagt, was er selbst gesehen und erfahren hat, der nichts beschönigen und vertuschen, sondern aufklären und zum Nachdenken anregen will. Was in seinen Aufsätzen im anmutigen Gewande dem Verstand und Gemüt des Lesers eingeht, hat ihn lange beschäftigt und ist von ihm sorgsam erwogen worden. Deshalb erheben sich auch die Aufsätze über bedeutende Männer, die aus bestimmtem Anlaß in der Zeitung zu veröffentlichen waren, über den gewöhnlichen journalistischen Bericht. Sie sind Charakteristiken von hohem schriftstellerischen Wert, künstlerisch zusammengesetzt aus all den Einzelheiten, die sein nie versagendes Gedächtnis jahrelang bewahrte und mit denen er die Figur nach dem Bilde der Wirklichkeit gestaltete.

Der Verfasser dieser Zeilen hat Stein ein Vierteljahrhundert freundschaftlich nahe gestanden. Er hat nur ein einziges Mal die Wahrnehmung gemacht, daß er bei der Abfassung eines größeren Aufsatzes die Literatur zu Rate zog, um sein Wissen

zu ergänzen, und das war in den letzten Jahren seines Lebens. Er hat nie Notizen aufbewahrt, nichts besessen, was an einen Zettelkasten erinnert, sondern geschrieben als echter Journalist auf Grund eines stets bereiten Wissens, einer nach schwerer Tagesarbeit in nächtlichen Stunden erworbenen gründlichen Belesenheit und unterstützt von einer beruflichen Veranlagung, die er zur Virtuosität ausgebildet hatte. Durch und durch eine Künstlernatur, war er in der Ausübung seiner Tätigkeit von Stimmungen völlig unabhängig. Dieser Mann, der an keiner Stelle fehlte, zu der ihn die Pflichten seines Berufes führten, hielt Bürostunden wie ein gewissenhafter Beamter. Er war zu bestimmten Tageszeiten immer zu treffen, empfing seine Besucher stets gleich liebenswürdig, wenn er auch bisweilen, besonders in den Nachmittagsstunden, die Störung, die sie verursachten, innerlich mit großer Nervosität empfand. Während weniger Stunden erledigte er in meisterhafter Form und mit größter Vollständigkeit und Gründlichkeit eine Fülle von Stoff zur drahtlichen Uebermittlung nach Frankfurt. Er selbst sprach in den letzten Jahren seines Lebens in Erinnerung an die Zeit seines umfangreichen und aufreibenden Wirkens oft mit den Worten: „Wenn ich daran denke, daß ich in der Zeit von fünf bis neun Uhr häufig einen langen Artikel verfaßte, über eine große wichtige Sitzung berichtete, eine umfassende Gesetzesvorlage inhaltlich wiedergab und daneben noch soundsoviel kleine Notizen meldete, so weiß ich eigentlich nicht, wie ich das alles fertig gebracht habe."

Legt man sich die Frage vor, ob es in der deutschen Journalistik einen Mann gegeben hat, der sich eines gleich hohen Ansehens bei Staatsmännern und in der Gesellschaft erfreute wie er, so hat man an Friedrich Gentz zu denken. Auch er war von einer außerordentlichen äußeren Erscheinung, ein feiner, geistreicher Stilist und ein witziger Plauderer, ein Schriftsteller, dessen einflußreiches politisches Wirken historische Werke verzeichnen. Gentz war aber kein selbstloser, uneigennütziger Mann. Stein war von reinem lauteren Charakter, und doch möchte man wünschen, daß er in einem Gentz gefolgt wäre, daß er wie dieser ein Tagebuch geführt hätte, das seine Tätigkeit

ins einzelne verfolgen läßt. Stein war ohne jede Ruhmbegierde. Die Sachlichkeit war in ihm so stark, daß er von dem, was er geschrieben hat, für sich selbst keine Zeile aufbewahrte. Als ihm einige Wochen nach dem Ausscheiden aus seiner beruflichen Tätigkeit ein ihm bis dahin unbekannter Mann, den er in Wahrnehmung einer ihm anvertrauten Sache zu Rate zog, am Schlusse des Gespräches sagte: „Es muß Ihnen doch leicht sein, jetzt in Ihrer Muße auf Grund dessen, was Sie geschrieben haben, an die Abfassung Ihrer Memoiren heranzugehen", da lautete seine Antwort: „Wenn ich den Nachweis führen sollte, daß ich je Journalist gewesen bin, so müßte ich den Verlag und die Redaktion der „Frankfurter Zeitung" eidlich vor Gericht stellen". Sein Herzleiden ließ ihm nicht die Kraft, seine Lebensarbeit aus den Spalten der „Frankfurter Zeitung" in das Gedächtnis der Mit- und Nachwelt zu rufen. Nur von dem Titel sprach er, den er seinen Memoiren hätte geben wollen. Er lautete: „Es war alles ganz anders." Wie es wirklich war, welche Schwierigkeiten es hatte, im wilhelminischen Deutschland Reichskanzler zu sein und Politik zu treiben, von welchen Strömungen und Absichten Regierung und Parteien geleitet und fortgerissen wurden, von der stillen, segensreichen Arbeit mancher in der Oeffentlichkeit verkannten Männer und von der Hohlheit jener Größen, die sich selbst als solche ausgeben, hat er wohl manchmal zu ganz intimen Freunden gesprochen, aber geschrieben hat er es nicht.

Unsere Zeit, die am Organisieren Gefallen findet, hat die Erziehung zum Journalismus zum Gegenstand von Universitätsvorlesungen gemacht. Journalistische Seminare gehören zum Betriebe unserer Hochschulen. Ein systematisches Wissen hat sicherlich seinen großen Wert. Nach Steins Auffassung ist jedoch die Zahl derer, die befähigt wären, den Journalismus zu lehren, sehr gering. Zu diesem Beruf muß man geboren sein und sich seine Meister selbst suchen. Stein hat durch sein Beispiel erzieherisch gewirkt. Was er jüngeren Mitarbeitern geboten hat, wird von diesen dankbar anerkannt. Seinen Berufsgenossen zu dienen und zu nützen, war ihm Herzenssache und ein Gebot der ihm angeborenen Ritterlichkeit. Er mied

journalistische Kongresse, festliche Veranstaltungen zur Hebung des Standes, aber wenn es galt, um höherer politischer Zwecke halber aus allgemeinem Interesse Journalisten des In- und Auslandes würdig zu empfangen, wie z. B. bei der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals oder beim Besuch der englischen Pressevertreter in Berlin, dann hat er seine Mitwirkung nie versagt und bei den vorbereitenden Maßnahmen mit Rat und Tat geholfen.

Dem Journalisten, auch dem befähigtsten und bekanntesten seiner Zeit geht es wie dem Schauspieler. Die Nachwelt flicht ihm keine Kränze, mag das Blatt, dem er seine Kräfte widmete, täglich in Hunderttausenden von Abzügen in die Welt hinausgehen. Die Zahl der in irgend einer Bibliothek aufbewahrten Exemplare ist äußerst gering. Sie werden zu ganz anderen Zwecken eingesehen, als sich mit dem Verfasser von Leitartikeln und Berichten vertraut zu machen. Nur in den Denkschriften dieses oder jenes langbestehenden Zeitungsverlages, die aus Anlaß eines Jubiläums zu erscheinen pflegen, wird des Namens der Mitarbeiter gedacht, denen der Verlag zu Dank verpflichtet ist. So ist es zu beklagen, daß August Stein keine Aufzeichnungen hinterlassen hat. Aber es ist nicht schwer, aus dem, was er in den hier veröffentlichten Aufsätzen über Politik, Parlamentarismus und Journalistik sagt, seine Gedankenwelt zu konstruieren, selbst für den, der ihn persönlich nicht gekannt hat. Denn wie in jedem echten Kunstwerk steckt auch in diesen formvollendeten und inhaltsreichen Aufsätzen die Seele ihres Schöpfers.

Wenn dieses Buch dazu beiträgt, daß in der Geschichte des deutschen Journalismus der Name eines Mannes unvergessen bleibt, der, ein wahrhaft Großer seiner Zunft, eine Zierde seines Standes gewesen ist, wenn sich über diesen Kreis hinaus Leser finden, die eine schriftstellerische Meisterarbeit zu würdigen verstehen, auch wenn die Menschen und Dinge, mit denen sie sich befaßt, durch den schnellen Wechsel der Ereignisse zurückgedrängt erscheinen, dann ist sein Zweck erreicht.

Charlottenburg, im März 1921.

Der Herausgeber.

Charakteristiken.

Windthorst.

5. April 1891.

„Die stille Liebe, mein guter Freund, die wird jetzt viel zu sehr unterschätzt. Wenn man sich der Gunst einer Dame erfreut, dann prahlt man doch gewiß nicht damit, sondern verbirgt es. Das gilt auch in der Politik; man posaunt es nicht aus, wenn man ein Verhältnis mit der Regierung anfängt. Sehen Sie, das hat ein Teil der Freisinnigen und ihrer Zeitungen nicht genug beachtet, und da hat Caprivi die Absagerede halten müssen. Sie sind noch jung, merken Sie sich: Die stille Liebe; ich bin immer ein Freund dieser stillen Liebe gewesen, in der Politik und — bei den Damen."

Dabei lächelte mich der kleine Mann mit dem bildhäßlichen und doch so anziehenden und liebenswürdigen Gesichte so verschmitzt an, als sei er Zeit seines Lebens der Welt unbewußt ein großer Don Juan und Held galanter Abenteuer gewesen.

Es war meine letzte Unterhaltung mit der „kleinen Exzellenz"; Tags darauf zwang die Krankheit dieses Nachwinters den rastlosen Greis auf sein letztes Lager, und ich habe ihn erst als Toten wiedergesehen. Der schalkhafte Humor, den er etwa nicht nur als rhetorisches Instrument in heikler Situation auf der Rednertribüne bewußt handhabte, sondern der als ein Grundzug seines Wesens ihn auch im gesellschaftlichen Verkehr und in vertrauter Unterhaltung selten verließ, war ihm auch bei jener letzten Begegnung noch treu, obwohl er sich

schon unwohl und matt fühlte. Er klagte über Müdigkeit und wir saßen noch einige Zeit, wie so oft in den letzten zehn Jahren, auf einem Ecksofa des dunklen, das Foyer ersetzenden Ganges im Abgeordnetenhause, der passend die Wolfsschlucht genannt wird. Wir sprachen von dem stillen Verhältnis, in welches er zur Zeit mit der Regierung getreten war, das aber durch seine Früchte schon offenkundig geworden. Vom Kaiser, der dem vielgeschmähten Führer der Reichsfeinde kurz vorher zum ersten Male persönlich näher getreten war, hatte er einen sehr günstigen Eindruck gewonnen; nur daß der offenherzige junge Monarch ihn vor einigen Dutzend Zuhörern um die Bewilligung der beiden bekannten Kriegsschiffe ersucht hatte, schien dem alten Freunde stiller Liebe nicht ganz angenehm zu sein; „eine ehrliche grade Natur", setzte er aber gleich hinzu. Man hat den großen Führer des Zentrums glücklich gepriesen, weil er auf der Höhe seines Ruhmes und Einflusses aus einem Leben voll Kampf und Arbeit geschieden ist; das ist ja richtig; er selbst machte trotz der besonnenen Zurückhaltung, die ihn auch im Triumphe nie verließ, kein Hehl aus der günstigen Position, in die er gelangt war, aber gerade aus unserer letzten Unterhaltung, aus der Art, wie er über Goßlers bevorstehenden Sturz sprach, den er — ohne Haß der Person — bewußt herbeigeführt hat, gewinne ich die Ueberzeugung, daß dieser geistig jugendliche Greis sehr schweren Herzens vom Kampfplatze geschieden ist, auf dem die Ausnützung des Sieges bevorstand. Er ist gestorben, wie Moses, im Anblicke des gelobten Landes. — Doch genug der Politik.

Es war nicht das erste Mal, daß wir über das sprachen, was er an jenem Tage die stille Liebe in der Politik nannte. Die Neuigkeitssucht unseres druckpapierenen Zeitalters, welche letzthin bezeichnender Weise sogar einen so modernen Menschen, wie den Chef unseres Post- und Telegraphenwesens, über unnütze Depeschen klagen ließ, stellt den Publizisten sehr oft vor die schwierige Entscheidung zwischen dem Sensationsbedürfnisse des zeitunglesenden Publikums und der abwartenden Verschwiegenheit, ohne die sich nicht Politik

treiben läßt. Der noch aus der Zeit der Postkutsche stammende „Alte“, wie ihn seine Freunde unter sich gemütlich nannten, verstand die Bedeutung unseres stets mit dem Neuesten arbeitenden Zeitungswesens in allen seinen Teilen, den Wert des Leitartikels so gut wie die Wirkung der in bestimmter Fassung depeschierten politischen Nachrichten, aber dem klugen Politiker, der die Kunst des Abwartens wie Wenige übte, und von der Nervosität der Jüngeren nicht eine Spur aufwies, war das Sensationsbedürfnis des modernen Journalismus und der mitteilsame Neuigkeitsdrang unseres Zeitalters der Oeffentlichkeit sehr unbequem und zuwider. Mit erstaunlicher, zuweilen mißbrauchter Ausdauer und Liebenswürdigkeit hat der unter der größten geistigen Arbeitslast stehende Greis, der aber doch nie überbürdet erschien und stets Zeit hatte, mit Politikern und Journalisten aller Richtungen verkehrt, vertraut aber wurde er nur mit denen, die erforderlichen Falles zu schweigen verstanden und seiner Theorie von der stillen Liebe huldigten; mit den Anderen sprach er so viel sie wünschten, sagte aber nichts. Ich hatte ihm eines Tages einen ausländischen Journalisten vorgestellt, der mit den stolzen Hoffnungen des Interviewers zu der Unterhaltung mit dem berühmten Manne ging und sicher vorher größere Einkäufe in leistungsfähigen Papierhandlungen gemacht hatte. Er kam ganz entzückt von dem Besuche bei der kleinen Exzellenz zurück, anderthalb Stunden hatte die Unterredung gedauert, und einen liebenswürdigeren und mitteilsameren Staatsmann hatte er noch nie gefunden; über alles, über Zentrum und Kurie, Bismarck und Sozialismus, Welfentum und Kulturkampf hatte er offenherzig mit ihm gesprochen, aber das Gesicht des begeistert erzählenden Fremdlings wurde immer länger, als ich ihn belehrte, daß alle die interessanten Mitteilungen des gesprächigen alten Herrn nicht Tatsachen oder Meinungsäußerungen enthielten, die einem aufmerksamen Zeitungsleser der letzten zwanzig Jahre etwas Neues böten. „Ein charmanter Herr“, sagte Windthorst am anderen Tage zu mir, „nur etwas neugierig; weil er sich aber auf Sie berief, habe ich ihm alles beantwortet; hoffentlich ist

er diskret." Diese scheinbare Sorge um die Diskretion eines Menschen, dem er in anderthalbstündiger Unterhaltung glücklich nichts gesagt hatte, kam so urdrollig heraus, daß ich laut lachen mußte, und der Schalk stimmte vergnügt mit ein.

Wer Windthorst nicht lachen gesehen hat und so seine Züge in der Erinnerung trägt, vom behaglichen Schmunzeln, bei dem die merkwürdig breite Mundpartie sich geradezu grotesk verzog, bis zum lauten herzlichen Gelächter, der kennt diese auch äußerlich so ungewöhnliche Persönlichkeit garnicht. Deshalb befriedigt mich auch keines seiner Bilder, weder die Photographien aus den letzten Jahren, noch das von einer in den Zeitungen vielgenannten ungarischen Künstlerin gemalte Porträt. Gewiß, sie sind alle ähnlich, denn es ist fast unmöglich, einen Kopf nicht zu treffen, der wirklich seinen Karikaturen in den Witzblättern glich, aber der ernste, würdige, alte Herr, den uns seine Bilder zeigen, ist selbst auf dem Porträtgemälde, das ihm glücklich einen Zug von Jovialität verleiht, doch immer nur der Staatsminister a. D. Ritter hoher Orden, Doktor Ludwig Windthorst. Den liebenswürdigen, schalkhaften Menschen gibt keines dieser Bilder wieder. Die merkwürdig beweglichen Gesichtszüge des lebhaften Mannes widerstrebten der ruhigen Pose des Porträts.

Es gibt Menschen, die essen zu sehen ein Vergnügen ist, weil sie bei jedem Bissen mit Kennerschaft würdigen, was der liebe Gott und ein verständiger Koch geschaffen haben. Ein ähnlicher Genuß war es, Windthorst lachen zu sehen; er war ein geistiger Feinschmecker, der mit tiefem Verständnisse Menschen und Situation auskostete, und es war ein Vergnügen in der Unterhaltung, noch besser aber während der Rede eines anderen das Gesicht des in sich gekauert dasitzenden Zentrumsführers zu beobachten, auf dem es zuckte und wetterleuchtete, weil diesem feinen Geiste keine Nuance entging, am wenigsten eine Blöße des Gegners. Mancher, der im Parlamente gegen ihn donnerte oder gar seinen Witz an ihm zu üben glaubte, würde aus dem Text gekommen sein, wenn er das Mienenspiel des Angegriffenen gesehen hätte. Herr v. Goßler hat das Glück

gehabt, daß während seiner letzten Rede über das Sperrgeldergesetz, diesem Akte verzweifelter Selbstentleibung, Windthorst ihm den Rücken zukehrte.

Windthorsts geistige Bedeutung ist am eindringlichsten durch die allgemeine Ueberzeugung bekundet worden, daß der Tod dieses großen parlamentarischen Strategen nicht nur für die führerlose Partei eine unausfüllbare Lücke hinterläßt, sondern für die Gesamtheit unserer Parlamente, die den erfindungsreichen, besonnenen Geist oft vermissen werden. Das allein würde aber die allgemeine herzliche Teilnahme, die diesem lauten Rufer im Streite gezollt worden ist, nicht erklären und eine Verehrung seitens politischer Gegner nicht rechtfertigen, welche einzelne Gesinnungstüchtige schon für die Reinheit ihrer politischen Prinzipien fürchten ließ. Die Huldigungen galten wesentlich dem Charakter des achtungswerten, unerschrockenen Kämpfers für seine Ueberzeugung und dem guten und selbstlosen Menschen. Man mag zu den letzten Zielen des welfischen Führers des Ultramontanismus, zu dem, was er die Freiheit der Kirche nannte, stehen, wie man will, er hat in einer Zeit der stärksten Interessenpolitik für ideale Ziele gestritten, und während die Politik der Gewalttätigkeit und ein brutal lärmendes Kraftmeiertum Triumphe zu feiern schienen, hat er nur mit geistigen Waffen gekämpft im unerschütterlichen Glauben an die siegreiche Macht der Ideen und des Rechts. Kein größerer Gegensatz als zwischen dem gewaltigen Staatsmanne in Kürassieruniform, dessen Körpermaß und Sporengeklirr schon die Verehrer begeisternd erregte, und dem kleinen, untersetzten, hochgradig schwachsichtigen Herrn, dessen Gang so vorsichtig prüfend war wie seine Rede und sein politisches Handeln. Und doch war dieser zähe, parlamentarische Diplomat mit dem gnomenhaften Aeußeren der Stärkere und hat den bewunderten Heros im politischen Schachkampfe planvoll mattgesetzt. Er hat als höflicher Mann nie einem Gegner ins Gesicht geschleudert: „Sie imponieren mir nicht", aber tatsächlich war er einer der wenigen, denen Bismarck auch zur Zeit seiner größten Macht nicht imponiert hat. Selbst in den heftigsten parlamen-

tarischen Auftritten hat er dem gewaltigen Gegner gegenüber nie die kühle Ruhe verloren, und wer sein Urteil nicht durch lärmende äußere Erfolge trüben ließ, erkannte von jeher, daß in diesem zähen, klugen Manne die größere Ausdauer und zielbewußtere Kraft steckte.

Windthorst war nicht nur in dem engeren Sinne Volksvertreter, wie es die meisten unserer Parlamentarier sind, sondern Diplomat und Politiker, Führer und Vorkämpfer einer Macht, deren Kämpfe und Ziele über Landtag und Reichstag hinausreichen; mit Parlament und Kaiser, Wahlen und Presse waren die politischen Faktoren, mit denen er rechnete, nicht erschöpft. „Sie unterschätzen die Bedeutung des Legitimismus in Deutschland!" hörte ich ihn vor Jahren jemandem antworten, der ihm vorschwärmte, welche Genugtuung er nach Beseitigung der Maigesetze über den siegreich erfochtenen Frieden empfinden müsse. Der Herr schien über diesen Einwurf etwas verblüfft und mochte nicht sofort begreifen, daß der Führer des Zentrums unter dem sogenannten Kulturkampf etwas mehr verstand, als er selbst nach den landläufigen Begriffen. Weil er mit vielen, zum Teil auch außerhalb unseres eigentlichen parlamentarischen und staatlichen Lebens liegenden Faktoren rechnete, blieb er vor Ueberschätzung eines einzelnen bewahrt. Der Mann, der seine größten parlamentarischen Triumphe auf parlamentarischem Boden errungen hat, und dessem starren Rechtssinne es höchst wahrscheinlich zu danken ist, daß in schlimmer Zeit die Rechte der Volksvertretung ungeschmälert geblieben, dachte doch über den praktischen Wert der jungen Pflanze unseres deutschen Parlamentarismus mit berechtigter Skepsis. Mehr als mancher andere war er sich jederzeit bewußt, daß mit der glänzenden parlamentarischen Debatte und selbst mit einem glücklichen Ausfall der Wahlen an sich wenig erreicht war; er kargte nicht mit seiner Anerkennung für bedeutende parlamentarische Leistungen, unterschied aber doch fein zwischen einem blendenden „politischen Advokaten" und einem „Politiker", und nach mehr als einer Jungfernrede hat er sich vertraulich und mit Interesse erkundigt, ob das neue Talent „auch

sonst noch was könne". Er selbst sprach jede Zeit mühelos und gewandt, immer klug und schlagfertig, oft sehr fein, aber das, was man einen hinreißenden, glänzenden Redner nennt, war er nie. Dieser diplomatische Politiker schätzte auch im Parlament — obwohl dieses vom Sprechen kommt — den Wert des Schweigens, er war zwar, da er seine Partei in allen großen und kleinen Angelegenheiten vertrat, der häufigste Redner in unseren Parlamenten, aber er hat, wenn es sich um kirchliche oder Verfassungsfragen handelte, in denen er von vornherein klar und unerschütterlich war, oft genug nur gesprochen, um möglichst wenig zu sagen und sich verschiedene Wege offen zu halten. Das waren seine berühmten Eiertänze, und auch wer sich oft über dieselben geärgert hat, muß zugestehen, daß er sie virtuos und mit Humor auszuführen verstand.

Die vorsichtige Zurückhaltung, welche das entscheidende Wort nicht eher ausspricht, als es unbedingt nötig ist, entsprach der parlamentarischen Strategie des Zentrumsführers. Weit öfter aber, als der Außenstehende geahnt hat, war dieses vielbewunderte und vielgeschmähte Zaudern und Lavieren nur der Ausdruck der Unsicherheit des Führers über die Entscheidung innerhalb seiner Partei.

Die heterogenen Elemente des Zentrums in allen großen Fragen zusammenzuhalten, war seine wichtigste Aufgabe, und darin hat er die größte Kunst entwickelt. Alle seine Erfolge verdankt er der Tatsache, daß er jederzeit die größte parlamentarische Truppe — mit ihrem Anhang meist über hundert Mann — geschlossen auf eine Seite werfen konnte. Dem Bestreben, seine Partei für die letzten Ziele einig und stark zu erhalten, hat er viel geopfert und zuweilen als kühler Realpolitiker auch seine eigene Ueberzeugung untergeordnet in Fragen, die anderen als unantastbare Prinzipien gelten. Er hat der Schutzzollpolitik und dem Militarismus nachgegeben, als er glaubte, daß er gegen die Strömung nicht mehr ankämpfen konnte, ohne die Partei zu sprengen und damit die Wurzel seiner Macht zu zerstören.

Es ist ein beliebter Irrtum, aus der zumeist noch schief und oberflächlich aufgefaßten politischen Wirksamkeit eines Mannes Schlüsse auf den Charakter des Menschen zu ziehen. Daß der als rücksichtslos und starrsinnig verschriene Führer einer Partei außerhalb des politischen Kampfes ein sehr bescheidener und weichherziger Mensch sein kann, will vielen weisen Männern nicht in den Kopf; über die Persönlichkeit sozialdemokratischer Parlamentarier kann man von Leuten, die sich für klug halten, die unglaublichsten Urteile hören, und daß selbst der größte Staatsmann oft ein sehr kleiner Mensch ist, ist eine Erkenntnis, zu der sich die Mehrzahl der Nation der Denker erst im letzten Jahre aufgeschwungen hat. Auch der als welfischer Reichsfeind und Römling, als Vater aller Hindernisse und Urbild listiger Verschlagenheit vielgeschmähte Führer des Zentrums ist auf diese Weise dem Schicksale nicht entgangen, durch das blöde Urteil politisch Andersdenkender als Mensch verdächtigt und angefeindet zu werden, und die Zahl der braven Leute ist wahrscheinlich nicht gering, die erst durch die einmütige Würdigung nach seinem Tode belehrt worden sind, daß dieser Mann im Leben keinen Feind gehabt hat.

Die Persönlichkeit Windthorsts war wirklich geeignet, selbst diejenigen zu versöhnen und zu gewinnen, die er als Politiker abstieß, und die durch das allgemeine Lob des Abberufenen geängstigten politischen Gemüter können sich beruhigen: die Huldigungen gelten ganz wesentlich dem edlen, liebenswürdigen Menschen, der sich durch Reinheit des Charakters und milde freundliche Sitten die Herzen gewann. Der aus einfachen, bürgerlichen Verhältnissen stammende Sohn des Münsterlandes hat auch als Exzellenz und gefeierte Berühmtheit, so wenig wie den Dialekt seiner Heimat, die bescheidene Herkunft jemals verleugnet, er fühlte sich als Sohn des Volkes, gab sich frei und ungezwungen, und jede Pose war ihm fremd, ihm hat äußerer Glanz nie imponiert. Gegen den modernen Bazillus des auf dem Nährboden der Druckerschwärze üppig wuchernden Ruhmesbedürfnisses, der die meisten in der Oeffentlichkeit Stehenden befällt, vom Zirkusclown und der

Operettendiva bis zu den Staatsmännern hinauf war er vollständig immun; er gehörte zu den immer seltener werdenden Erscheinungen, denen es immer nur um die Sache, nie um Lob und Ehre zu tun war. Die politischen und religiösen Gegensätze des Parlaments übertragen sich bekanntlich weniger, als der Außenstehende glaubt, auf den persönlichen Verkehr; und Politiker, die sich im Sitzungssaal heftig befehden, stehen außerhalb desselben ganz gut, oft freundschaftlich miteinander. Einen so regen und ausdauernden gesellschaftlichen und persönlichen Umgang wie Windthorst hat aber mit Andersdenkenden kein Parteiführer unterhalten. Die kleine Exzellenz war in freisinnigen Häusern ein so gern gesehener und gern erscheinender Gast wie bei der hohen Aristokratie; er verkehrte bei Bleichröder und bei dem verstorbenen Ludwig Loewe so regelmäßig wie bei den Würdenträgern seiner Kirche. Er war ein ausgezeichneter Gesellschafter, ein Freund und Liebling der Damen, denen er mit altmodischer Galanterie halb scherzhaft huldigte. Es verging kaum ein Tag, ohne daß neugierige Verehrerinnen sich ihm im Foyer vorstellen ließen; der viel Beschäftigte hatte stets ein freundliches Wort für solche Besuche, und oft auch eine schöne Blume, die er ritterlich überreichte, er hatte fast immer eine bereit; denn er bekam viele geschenkt. Die Besucher des Reichstags, die auf Abgeordnete wartend sich die Nasen platt zu drücken lieben an den Glasscheiben, welche das Foyer vom Vorsaal trennen, waren meist sehr erstaunt, den lebhaften Herrn jetzt im Gespräch mit einem Minister, dann mit Herrn Bebel oder Singer, und gleich darauf in einer Unterredung mit einem nationalliberalen oder freisinnigen Führer zu sehen. Dieser rege Verkehr mit Personen aller Richtungen und Stände entsprang nicht nur einer gewissen politischen Berechnung, sondern war ein Ausfluß seines freundlichen Wesens und erklärt sich in der Hauptsache dadurch, daß dieser Welfe und Römling durchaus kein Fanatiker war, sondern mehr als die meisten Politiker Verständnis auch für die Empfindungen Andersdenkender besaß. Er urteilte auch über Gegner gerecht und milde und nie mit starken Worten, er hatte — eine Selten-

heit in unserem nervös hastenden öffentlichen Leben — auch eine nicht bloß in Worten sich äußernde Teilnahme für die privaten Verhältnisse und Schicksale der Personen, mit denen ihn seine politische Tätigkeit zusammenbrachte.

Wen er gern hatte, den lud er ein, ihn im Sommer in Hannover zu besuchen: „Melden Sie sich aber vorher an, damit ich einen gebratenen Hecht bereiten lassen kann." Ob dieser gebratene Hecht, bei dem er verschmitzt lächelte, wirklich sein Leibgericht oder das Stichwort eines Scherzes war, ist mir nicht klar geworden. Er behauptete, er melde seine Heimkehr seiner Gattin mit der Bitte um einen gebratenen Hecht an. Außer diesem Fischgericht versprach er dem Besucher noch etwas anderes, was kein Scherz war: die Besichtigung seiner Marienkirche, die er aus freiwilligen Beiträgen erbaut hat — und das Studium der hannoverschen Kirchenordnung. Auf diese war er stolz: „Die habe ich, als katholischer Minister, mit meinem protestantischen Freunde Bruel gemacht, sie ist heute noch die beste in Deutschland, und aus ihr werden Sie sehen, daß ich die Freiheit der Kirche auch für die Protestanten meine." Dieser große Vorkämpfer der katholischen Kirche war wirklich ein toleranter Mann, jedenfalls weit mehr als viele seiner Anhänger. Die harte Schule des Kulturkampfes hatte sein Verständnis für die religiösen Gefühle anderer geschärft, und von antisemitischen Anwandlungen sind wenige im Zentrum so frei geblieben wie er. Vor einigen Jahren beschäftigten den Reichstag Petitionen gegen das „Schächten"; sie gingen vom Tierschutzverein aus, es war aber unausbleiblich, daß in ihre Beratung der Antisemitismus hineinspielte. Windthorst suchte mich vor der Sitzung auf, er wollte gegen diese Petitionen sprechen und wünschte, daß er dabei in der Presse unterstützt werde. „Die Presse muß mir helfen; denn ich werde stark angegriffen werden von Leuten, die es sonst nicht tun." Er mochte aus meiner Antwort entnehmen, daß ich mich für das Schächten der jüdischen Mitbürger nicht sonderlich interessiere. Da wurde der alte Herr lebhaft: „Auf das, was wir beide über die jüdischen Speisegesetze denken, kommt es nicht an. Ich

habe heute eine Deputation von Rabbinern empfangen und sie einfach gefragt, ob wirklich ein namhafter Teil der Juden in religiösen Gefühlen verletzt und einem Gewissenszwange unterworfen würde, wenn man das Schächten verbietet. Das haben sie bejaht, und das gibt für mich den Ausschlag. Einen objektiven Maßstab für die religiösen Empfindungen Andersgläubiger gibt es nicht, das haben die Gegner der Katholiken auch im Kulturkampf mißachtet." Dabei blieb er und hat danach gehandelt; die Petitionen wurden abgelehnt.

Windthorst legte begreiflichen Wert auf die Unterstützung seiner Politik in der Presse; er war dankbar, wenn er sie fand, aber er ertrug es auch ohne persönliche Verstimmung, wenn man ihn bekämpfte, unähnlich darin manchen Größen, die schon verletzt sind, wenn sie sich nicht hinreichend gelobt glauben. Der „schlaue, listenreiche Diplomat" war im privaten Verkehr mit Politikern und Journalisten durchaus nicht so verschlagen, wie weise Thebaner glaubten, die sich ihn nur als Fuchs vorstellten, der den Gänsen predigt. Er bemühte sich einfach mit großer Unverdrossenheit, den andern zu überzeugen. Seine eigene Art, zu sprechen und zu schweigen, mußte man freilich kennen; dann aber war mit wenigen so gut zu verhandeln wie mit ihm; er war unbedingt diskret und hielt selbst leicht hingeworfene Verabredungen so peinlich wie ein feierliches Versprechen. Ich bin gelegentlich dazu gekommen, als eine Art Mittelsmann zwischen Windthorst und anderen politischen Parteien zu verhandeln, und will in der heiklen Rolle eines ehrlichen Maklers nie mit einem zuverlässigeren, klareren und bestimmteren Manne zu tun haben. Er war vorsichtig in seinen Zusagen, was er aber versprach, hielt er unbedingt, und wenn er erst für seine Partei eine Verpflichtung eingegangen war, konnte man sich fest darauf verlassen. Nach seinem Tode habe ich mich überzeugt, daß das Urteil über die Diskretion und Zuverlässigkeit des Zentrumsführers in politischen Verhandlungen bei allen Parteien, die mit ihm zu tun gehabt haben, übereinstimmend lautete.

Das sind die Eigenschaften, welche die Beliebtheit und Verehrung hinreichend erklären, die dieser Parteimann auch

bei seinen Gegnern genoß. Dazu kam noch in einer Zeit, in der man lebenden Menschen Bildsäulen errichtet, seine ungeheuchelte Einfachheit, Anspruchslosigkeit und seine vornehme Uneigennützigkeit, die gegenüber dem realpolitischen Erwerbssinne moderner Staatsmänner geradezu rührend, man möchte fast sagen: antinational, erschien. Dieser einflußreiche, verdiente Greis, der in recht bescheidenen Verhältnissen lebte, ließ sich einfach nichts schenken; alle Versuche seiner Verehrer hat er abgewehrt; er hat sogar alle die nicht unbedeutenden Aufwendungen, die seine politische Tätigkeit mit sich brachte, aus den eigenen geringen Mitteln bestritten. Ich muß gestehen, ich war doch überrascht, als ich von ihm selbst erfuhr, daß der Vertrauensmann und Vorkämpfer der katholischen Kirche und so mächtiger Interessen nicht einmal die direkten Kosten seiner Tätigkeit ersetzt erhielt; selbst einen Sekretär hat sich der fast halbblinde alte Herr nicht gehalten, in Berlin halfen ihm jüngere Parteimitglieder, in Hannover seine Tochter aus. Die Unterhaltung, in der er mir auch zum ersten Male von seinen Familienverhältnissen erzählte, ist mir besonders treu in der Erinnerung geblieben, weil sie mich auch überzeugt hat, daß Windthorst, an dessen strengen Katholizismus manche nicht glauben wollen, weil sie dabei an frömmelnden Ernst und finsteren Eifer denken, tatsächlich ein frommer, gottgläubiger Mann gewesen ist.

Es war unmittelbar nach den Septennatswahlen, Bismarcks Macht war auf ihrem Höhepunkte, und mit dem Zentrum hatten auch die freisinnigen Parteien hinlänglich Grund zur Trübsal. Ich habe Windthorst nie mehr so niedergeschlagen gesehen wie an jenem Tage. Er fühlte sich krank; er wurde wieder einmal in der offiziösen Presse persönlich geradezu beschimpft und hatte auch wohl stille Sorgen. An einen Abfall adliger Parteikreise, von dem er wieder sprach, glaubte er zwar nicht, denn er dachte über die Ritterlichkeit der alten Kampfgenossen selbst ritterlich, aber die Kurie schien ihm Sorge zu machen, und diese, sowie gewisse damals vielgenannte Kirchenfürsten hatte er wohl im Sinne, als er sagte: „Es gibt einflußreiche, ich

möchte sagen, internationale Persönlichkeiten, die sich meine Unterstützung und Führung im Kulturkampf gerne haben gefallen lassen, die aber vielleicht später vom Politiker Windthorst nichts mehr wissen wollen." Er saß, oder lag eigentlich mehr neben mir auf dem Sofa und sprach sich zum erstenmale auch über die offiziösen Beschimpfungen, die er erfuhr, mit Bitterkeit aus: „Mich treffen sie nicht, aber nach diesen Wahlen fange ich an, an der Zukunft eines Volkes zu zweifeln, das seine besten Freunde so verunglimpfen läßt. Ich werde es nicht mehr lange treiben und den Sieg meiner Sache erlebe ich nicht mehr, aber nach meinem Tode wird sie siegen; sicher siegen; denn ich glaube an eine göttliche Regierung der Welt. Vielleicht lachen Sie jetzt, lieber Freund; ich kann Ihr Gesicht nicht sehen, das schadet aber nichts. Was ich sage, klingt Ihnen altmodisch, aber ich habe mich bei diesem Glauben wohl befunden, er allein hat mich aushalten lassen." Er sprach dann von seinem eigenen Leben und seiner Familie, von seiner Tochter, die er gern verheiratet gesehen hätte, die aber nach eigenem Entschlusse unvermählt geblieben ist, und von seinen verstorbenen Söhnen. „Wenn mir der Himmel meine Söhne gelassen hätte, würde ich meine politische Rolle nicht haben durchführen können; denn ich bin nicht wohlhabend, und in den zwanzig Jahren, in denen ich als Privatmann im Kampfe gegen die offiziellen Mächte stehe, habe ich große Opfer gebracht und nie eine Hilfe angenommen. Schon mein Briefporto macht eine beträchtliche Summe aus. Ich muß viele Leute sprechen, selbst Reisen machen, und zuweilen bezahle ich auch die Reisen anderer, mit denen ich konferieren muß." Auf meine erstaunte Frage habe ich dann noch ausdrücklich erfahren, daß er für seine ganze öffentliche Tätigkeit nicht einen Pfennig sich ersetzen ließ: „Wer etwas auf sich hält und unabhängig sein will, nimmt nichts geschenkt."

Merkwürdig, auch das klingt fast altmodisch, aber doch so wenig komisch wie der Gottesglauben der alten kleinen Exzellenz.

Die politischen Verhältnisse haben sich bald darauf unerwartet günstiger entwickelt als es an jenem trübseligen Tage schien. Mir aber haftet aus einem langen Verkehr das Bild, das ich an jenem Tage von dem großen Manne erhielt, der auch ein großer Mensch war, am festesten in der Erinnerung. Unser öffentliches Leben ist durch seinen Tod um einen edlen, selbstlosen Charakter ärmer geworden.

Otto von Bismarck.

2. August 1898.

Des neuen deutschen Reiches Baumeister und erster Kanzler ist nicht so unerwartet und plötzlich als letzter zu den anderen großen Zeugen und Helfern des bedeutsamsten Abschnitts unserer Geschichte abberufen worden, wie die Welt bisher geglaubt hat. Der alte Reichskanzler ist langsam gestorben. In den engeren Kreisen seiner Verehrer und seines Hauses hat man seit Monaten mit Trauer gesehen, daß die viel gepriesene Kraft dieser starken Natur der Zeit ihren Tribut zollen mußte. Fürst Bismarck ist in den letzten Jahren oft, und er ist namentlich in diesem Jahre viel kränker und hinfälliger gewesen, als die Oeffentlichkeit erfahren hat. Der vielgenannte Arzt, dem er eine vor fünfzehn Jahren kaum erwartete Verlängerung seines Lebens und bessere Gesundheit als in mancher jüngeren Zeit verdankt, und der ihm so viel verdankt, hatte längst erkannt, daß in der alten harten Eiche der tödliche Wurm saß, und daß das Ende näher bevorstand, als man die teilnahmsvolle und die neugierige Welt zu wissen lassen brauchte. Die fromme Täuschung, die über den Zustand des alten großen Mannes der weit über die ärztlichen Beziehungen hinaus zum Freund und Berater des Fürsten und der ganzen Familie gewordene Arzt aufrechterhalten half, entsprach der Rücksicht auf den Fürsten, der lebhaften Geistes die Tageszeitungen verfolgte; sie entsprach vor allen Dingen auch dem Charakter des jetzt Verstorbenen, der in seiner amtlichen Tätigkeit und historischen Bedeutung vor den Augen der ganzen Welt stehend doch sein persönliches, sein häusliches und sein Gemütsleben von jeher mit vornehmer Scheu feinfühlig vor den Augen dieser Welt verschlossen hat. Der bangen Sorge der Angehörigen und Freunde war es seit geraumer Zeit kein Geheimnis, daß die Tage des Helden gezählt waren.

Das Bild von der knorrigen sturmerprobten Eiche und dem gewaltigen Recken einer heroischen Vorzeit ist tausendmal auf Otto v. Bismarck angewandt worden, und es wird jetzt wohl kaum in einem Nachruf fehlen. Es ist richtig: er ragte auch äußerlich über gewöhnliches Menschenmaß hinaus und war ein Bild seltener Kraft. Er muß in jüngeren Jahren eine ritterliche Erscheinung schöner Männlichkeit gewesen sein. War er es doch, ganz abgesehen von den geistvollen Zügen des bedeutenden Kopfes, auch noch als alter schwerer Mann. Auch der Kanzler der siebziger und achtziger Jahre, dessen Körpergewicht die Historiographen des Tages von Zeit zu Zeit der staunenden Wißbegier zu verkünden nicht verfehlten. Der Kanzler, den wir so oft im Reichstage, bei großen festlichen Anlässen und im Gewühl der Leipziger Straße gesehen haben, war bis zu einem gewissen Grade noch der elegante Kavalier, dem der große Umfang die Anmut der Bewegungen nicht geraubt hatte. Es war ein schöner Anblick, ihn am Bundesratstisch in der Debatte zu sehen, und wer es gesehen hat, wird das Bild nicht vergessen, wie sich die mächtige Gestalt im Galarock der Kürassiere bei feierlichen Anlässen tief auf die Hand seines alten kaiserlichen Herrn herab verneigte. Es war nicht Pose, nicht einstudiert; es war eine natürliche Mischung reckenhaften Wesens und eleganten Aristokratentums. Er war ja überhaupt aus seltenen Mischungen zusammengesetzt: von gewaltiger Energie und einer im Lande der Denker und Träumer kaum erhörten rücksichtslosen Tatkraft, und doch eine feinste Blüte deutschen Geistes; Realpolitiker mit stärksten egoistischen Instinkten wie nur irgend ein Junker, ein grausamer Gegner im politischen Kampf und ein wilder, dauerhafter Hasser, und doch für seine Familie und seine Freunde voll zarter Rücksicht und weichen Gemüts, der liebevollste Gatte und Vater, dessen Briefe an seine Frau nicht nur Feinschmeckern ein hoher Genuß sind; ein kluger, verschlagener Diplomat voll hoher Menschenkenntnis und Menschenverachtung mit den höchsten Erfolgen und doch mit den gewaltigsten Täuschungen und Mißgriffen; denn dieser große Hasser der Sozialdemokratie hat sie groß-

gezogen; dieser Wiedererrichter des neuen Reiches deutscher Nation hat neun Millionen Deutsche ausgeschlossen und dem Ansturm des Slawentums preisgegeben, und dieser größte Staatsmann einer protestantischen Weltmacht hat durch den einen Irrtum des Kulturkampfes den modernen Fortschritt des Papsttums mehr als irgend ein einzelner Mensch gefördert.

Die großen Gegensätze im Wesen des Mannes, dem jetzt die Bäume des Sachsenwaldes die Totenklage rauschen, erklären es auch, daß er Gegnerschaft und Feindschaft im selben hohen Maße wie die hingebendste Liebe und Verehrung genossen hat. Sie erklären auch manche sonst überraschende Bekehrung vom Gegner zum Anhänger. Der im politischen Streit oft verspottete sieghafte Händedruck Bismarcks war keine zu unterschätzende Macht. Seines Mundes Lächeln und seiner Augen Gewalt hatten Kraft über die Menschen, und man soll nicht aburteilen über die, die ihnen unterlegen sind. Ein geübter Diplomat, der französische Botschafter in den siebziger Jahren, hat einst geschildert, wie schwer es sei, sich dem Einfluß dieser Persönlichkeit zu entziehen, und sagte dabei: er komme sich, wenn er eine halbe Stunde mit dem Kanzler gesprochen habe, so vor wie nach einem geistigen Sturzbade und habe Mühe, sich von der Wirkung zu befreien. Es hat viele gegeben, die nach einem solchen Bade nie mehr trocken wurden, und man kann von einer Zahl sehr ehrenwerter Führer großer Parteien, ja von ganzen Parteien sagen, daß sie, einmal in dieses Sturzbad geraten, dadurch dauernd beeinflußt waren wie ein gläubiges Gemüt vom Taufwasser.

Wer den Fürsten Bismarck nur vom Bundesratstisch aus gesehen hat und ihn nur vom engen Standpunkt des politischen Gegners in der Debatte beurteilt, der hat die Macht, die er über die Geister und Herzen auch bedeutender Charaktere ausübte, schwer verstanden. Wer seine Briefe liest und seine Tischgespräche kennt, versteht sie schon leichter, denn durch diese weht ein tiefer, gutdeutscher Humor, der selbst zum Sarkasmus gesteigert unendlich gewinnend wirkt.

Bismarcks äußere Erscheinung als Redner im Parlament ist nach unserer Meinung meist von nicht geschickten Bewunderern falsch dargestellt worden. Man hat ihn zu sehr ins Heldenhafte geschildert, zu sehr grollender und polternder Riese oder Jupiter tonans. So war er eigentlich nicht; er war zu elegant dazu, zu fein, zu literarisch, zu sehr Meister des feinen Spottes und geistreicher Bilder. Schon die äußere Erscheinung hat fast jeden, der ihn zum erstenmal als Redner gesehen, überrascht, den oberflächlichen Beobachter sogar enttäuscht. Der fein modellierte, aber verhältnismäßig kleine Kopf mit den zarten, weißen und rosa Farben und dem seidenglänzenden, ganz weißen Haar stimmte nicht zu dem gewöhnlichen Bilde des grimmen Helden, er wirkte viel menschlicher und intimer. Und dazu kam, daß der vermeintlich donnernde und grollende Jupiter eine zarte Stimme von überraschend hoher Lage besaß; stets etwas verschleierte Töne, die stockende Rede häufig von Räuspern unterbrochen. Viele dutzendmale habe ich erfahren, wie überrascht Neulinge von dieser Erscheinung des Staatsmannes im Parlament waren, der nicht in die Schablone des Heldenhaften paßte und trotz der hohen Reiterstiefel und Schnallsporen ritterlichen Gepräges nicht nur geistig, sondern auch körperlich ganz neuzeitig wirkte. Der unmittelbare Eindruck seiner Reden war unstreitig bedeutend; aber ein Redner oder gar ein Rhetor im gewöhnlichen parlamentarischen Sinne war er nicht. Da waren ihm viel Unbedeutendere überlegen. Ein feiner Sprecher und Debatter war er, und schließlich war die Lektüre seiner Reden immer genußreicher als das Anhören. Gewiß, er hat auch die Pose und die rhetorische Mache verstanden, aber er machte von ihnen doch nur einen äußerst feinen Gebrauch, und in den seltenen Fällen, wo er sich zu groben Wirkungen absichtlich steigerte, klang es auch gleich gemacht, und man merkte, daß es auf den Geschmack der großen Menge berechnet war. Wenn er sich kritisch an diesen eigenen Leistungen ausgelassen hätte, sie hätten ihm selbst nicht gefallen. Das triviale Pathos aber, das ihm sonst nicht stand und nicht seiner Natur entsprach, wirkte auf die Menge, und so ist der berühmte Schluß

seiner Rede vom 6. Februar 1888: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!", diese schließlich doch recht nichtssagende Phrase, die er auch in künstlicher Steigerung berechnet wie ein Tenor das hohe C seiner Arie hinausgeschmettert hat, zu einem vielbewunderten nationalen Spruch geworden und wird am meisten von denen ausgenutzt, die viel zu plump sind, um diesen Geist zu verstehen. Er ist sonst auch in den heftigsten parlamentarischen Zusammenstößen zwar von unerhörter Härte und verletzender Schärfe gewesen, aber doch immer geistig elegant und fein geblieben. Die Bewunderer tun ihm Unrecht, die ihn als einen Kämpfer mit schwerer Keule hinstellen und immer den Kürassier in ihm betonen, dessen Kleid er zufällig trug; er war vielmehr ein graziöser Fechter mit allerdings sehr spitzem und manchmal vergiftetem Degen. Wer ihn durch lange Jahre in den parlamentarischen Kämpfen beobachtet hat, wird sich mancher Fälle erinnern, die das beweisen. Man konnte sich über ihn als politischen Gegner ärgern, daß einem die Hände zitterten; aber man mußte die geistige Feinheit und die boshafte Schärfe doch bewundern. Wie geschickt hat er sich in der berühmten Szene benommen, als ihm während einer Rede gegen die Berliner Stadtverwaltung, die selbst das bedenkliche Kopfschütteln guter Freunde auf der Rechten wachrief, von links her ein deutlich vernehmbares: „Unverschämt!" entgegentönte. Der Zuruf war kein Zuruf und er war auch für ihn nicht berechnet. Der Freisinnige, Herr Struve, jetzt Stadtrat in Berlin, hatte zu einem Kollegen, wenn wir uns recht erinnern zu Bennigsen, eine entrüstete Bemerkung über die Rede gemacht und der Zufall wollte, daß das eine Wort „unverschämt" in einer nur wenige Sekunden dauernden rednerischen Pause deutlich vernehmbar wurde. Fürst Bismarck fuhr auf; wir sehen ihn noch kampfbereit vor uns, scharf nach der Stelle spähend, von wo das Wort gekommen war. „Es hat da eben ein Herr eine unverschämte Bemerkung gemacht, der wahrscheinlich selbst keine Scham kennt! Er wird soviel Ehrgefühl haben, sich zu melden!" Herr Struve rief: „Jawohl, ich war's!" Der Präsident, Herr v. Goßler, damals

Unterstaatssekretär im Kultusministerium, rief ihn zur Ordnung. Kaum hatte Bismarck geendet, so verlangte Struve nun den Ordnungsruf gegen diesen. Herr v. Goßler war in großer Verlegenheit, aber ehe er sich entscheiden konnte, sprang Bismarck auf und kam ihm zu Hilfe. Eine kurze Verbeugung nach dem Präsidenten, und mit höhnischem Lächeln, aber scheinbar höflichen Tones nach Herrn Struve hin: „Nachdem Herr Struve sich genannt hat, nehme ich natürlich meine Aeußerung zurück; ich bin überzeugt, der Herr kennt Scham!"

Das war kein donnernder und polternder Kürassier, aber ein höllisch feiner und boshafter Gegner. Verhältnismäßig selten hat er den drohenden Bramarbas gespielt. In einer Debatte Anfang der achtziger Jahre beschwerte er sich in langer Rede unter heftigen Ausfällen gegen den angeblichen Vorwurf, daß er sich hinter der Krone verstecke. Es hatte ihm niemand diesen Vorwurf gemacht, aber darin war Fürst Bismarck als Debatter groß, daß er Aeußerungen und Absichten der Gegner entstellte, ganze Reden darauf aufbaute und mit unheimlicher Kunst der Belehrung auswich. Er hörte auch diesmal die Zwischenrufe nicht oder wollte sie nicht verstehen. Während die Linke rief: „Das hat niemand gesagt! Es hat Ihnen das niemand vorgeworfen!" avanzierte er zornig und in einer Haltung, die wie nach Tätlichkeiten aussah, nach links hin: „Was, Sie wagen es zu wiederholen! Kommen Sie doch heraus!" Neue Zwischenrufe und Protest. — Aber erst spät verstand er diese oder wollte sie verstehen, drehte um und grollte halb laut vor sich hin: „Nun, so danken Sie Gott!"

Diese Attitüde einer gewissen Raufboldigkeit war ihm aber sonst nicht eigen. Von Ministern hörte man den nächsten Tag, daß er große Schmerzen im Bein gehabt habe, er stand auch während dieser Rede oft nur auf einem Bein — und daß er unter dem Einfluß des starken Getränkes gewesen sei, das er zu sich genommen hatte, um Kraft für diese Debatte und gegen den Schmerz zu gewinnen. Das dürfte nach unserem Eindruck richtig gewesen sein. Sonst verließ ihn die Herrschaft über sich und über seine Rede äußerst selten, auch nicht in

Momenten, wo er scheinbar sehr leidenschaftlich war. Wer Gelegenheit gehabt hat, kurz nach solchen Debatten seine Stenogramme mit den eigenen Korrekturen zu sehen, der hat oft gestaunt, wie viel Witz und Humor er noch während und nach so grimmen Fehden gehabt hat. Als er den Grafen Botho Eulenburg, den damaligen Minister des Innern, durch den Geheimen Rat Rommel in offener Herrenhaussitzung durch einen Brief beseitigt und zur sofortigen Einreichung seines Abschieds gezwungen hatte, kam er am nächsten Tag selbst ins Herrenhaus und sprach in einer kalten und scharfen Rede darüber, daß er nur sachlich den Gegensatz betont, aber nicht die Absicht gehabt, den Grafen Eulenburg zu beseitigen. Es war eine sehr ernste Debatte. Er schien finster und verstimmt. Kaum eine Stunde, nachdem er gesprochen, sah ich ein von ihm korrigiertes Stenogramm. Er muß bei gutem Humor gewesen sein. Es war damals der Streit über die Puttkamersche neue Orthographie, und der grimme Kanzler hatte sich den Spaß gemacht, in dem Stenogramm, dessen Orthographie natürlich keinen Redner kümmert, einigemale Bemerkungen an den Rand zu schreiben: „that oder tat, wer weiß es?"

Auf diese Stenogramme und auf die wörtliche Verbreitung seiner Reden hat er den äußersten Wert gelegt. Der Meister des Stils ist ja ein alter Journalist; er hat damit begonnen und er hat damit geendet; er hat die Macht der Presse gekannt und benutzt, so wenig freundlich und duldsam er auch gegen die Genossen vom journalistischen Handwerk war. Er und seine nächste Umgebung hat immer dafür gesorgt, daß seine Reden ausführlich in die große Parlaments-Korrespondenz kamen, der die großen deutschen Blätter ihre Berichte entnehmen. Er machte zur Bedingung, daß sie nicht gekürzt werden dürften, mochte das technisch auch noch so schwierig sein in Anbetracht der kurzen Zeit, in der diese Berichte hergestellt werden müssen. Er, den sonst die Nächststehenden selten zu stören wagten, ließ sich gefallen, daß er unmittelbar nach den größten Debatten und während er dann bei Tisch saß, mit der Korrektur der Stenogramme behelligt wurde. Er wußte, was es bedeutet,

am nächsten Morgen in der Presse das Wort ausführlich zu haben, und ich habe mehr als einmal nach großen Reichstagssitzungen seinen Sohn Wilhelm und den Herrn v. Rottenburg persönlich Botendienste mit einzelnen korrigierten Blättern des Stenogrammes zwischen der Wilhelmstraße und den Arbeitszimmern der Journalisten im alten Reichstage leisten sehen.

Einer seiner berühmten Aussprüche: „Sie wissen nicht, wie ich über sie lache, wenn ich allein bin!" ist kennzeichnend für seine Art. Er glaubte sich, als er es sagte, wieder einmal unrechterweise von seinen Gegnern im Reichstage verletzt und versicherte, er sei zu höflich, um jemanden ins Gesicht auszulachen. In seiner Art hat er den Gegnern auch ins Gesicht gelacht und noch Schlimmeres. Aber es ist richtig und ja auch bekannt, daß er im vertrauten Kreise bei Tischgesprächen einen unheimlichen Humor und ebenso treffende wie unangenehme Bilder für seine Gegner, und nicht nur für diese, zu finden wußte. Hat er doch sogar von seinem alten Herrn oft genug scheinbar recht despektierlich gesprochen und u. a. mit Bezug auf die Schwierigkeiten der Gasteiner Konvention das Bild von einem alten Pferde gebraucht, das nur mit Sporen über den Graben zu bringen sei. Seine Gegner hat er jedenfalls nie überschätzt, wenn er auch häufig, namentlich nach seinem Rücktritt, Personen für Gegner und Intriganten gehalten hat, die das nie gewesen sind. Es läuft mancher herum, dessen Stolz es ist, vom großen Kanzler fälschlich für einen Mann von politischem Ehrgeiz und sogar der Teilnahme an seinem Sturz verdächtig gehalten worden zu sein. Er hat den braven Lasker nicht nur nach seinem Tode als grausamer Totenrichter behandelt, er hat ihn auch während seiner parlamentarischen Blütezeit in Wahrheit nie so ernst genommen, wie dieser es verdient und jedenfalls geglaubt hat. Ein verbürgter Vorfall ist kennzeichnend für die Art beider Männer. Ende der siebziger Jahre äußerte Lasker einst auf einem Spaziergange zu einem publizistischen Freunde seine tiefe Betrübnis, daß er die unwahre Art Bismarcks nun erkannt habe. Er stellte ihm Moltke gegenüber, der wahrhaft und lauter sei und „rein wie ein Kind".

Und der große Idealist meinte: „Bismarck wird seinen Ruhm nicht überleben, denn er ist ethisch nicht rein, er ist unwahr, er lügt, er hat mich oft belogen." Der promenierende Freund hat diese harmlose Auffassung des großen Parlamentariers über die Ethik in der Politik und über die Mittel Bismarckscher Staatskunst nicht für sich behalten. Er hat sie als einen heiteren Beitrag zur Psychologie des enttäuschten nationalliberalen Führers einem Herrn erzählt, der Bismarck amtlich und persönlich nahestand, und der hat bald darauf bei Tische dem Kanzler die Geschichte zum besten gegeben. Die Tischgäste waren gespannt auf den Eindruck; Bismarck lehnte sich in seinen Stuhl zurück und lachte, daß ihm die Tränen herunterliefen, und dann wiederholte er eine Wendung, die er schon einmal gebraucht hatte, als Lasker wegen seiner Gründerrede am Bismarckschen Tisch hart angegriffen wurde: „Schimpft mir nicht auf meinen Lasker; er ist eine Seele von einem Menschen, nur von Politik versteht er nichts!"

Das war so die Art, wie er über Freunde und Gegner lachte, wenn er allein war. Er hat dieses Lachen wohl bis zu seinem Tode nicht verlernt, aber es ist immer bitterer geworden. Was jetzt noch aus der Friedrichsruher Zeit der letzten Jahre weiter an die Oeffentlichkeit kommen wird, das wird manchen neuen Beitrag liefern zu dem hohen Grad von Menschenverachtung, zu dem ein Mann gelangt, der so scharfen Geistes über ein Menschenalter auf höchster Höhe gestanden hat und dann, wenigstens äußerlich, von dieser Höhe unfreiwillig herabgestiegen ist. Nicht nur dem Parlament galt, was er ihm einst schnöde gesagt hat: „Sie imponieren mir nicht!" — Dem großen Toten hat schließlich niemand und nichts imponiert.

Herr von Boetticher.

3. Juli 1906.

„Sehen Sie, der Schutzzoll hat doch auch sein Gutes . . .“, so schrieb 1879 als Antwort auf einen Glückwunsch zu seiner Ernennung zum Oberpräsidenten in Schleswig Herr von Boetticher an einen liberalen Politiker, den er kurz vorher als Kommissar einer freihändlerischen Regierung in der Zolltarifkommission des Bundesrats kennen gelernt hatte. Aus dem einen Satz ließe sich ein gutes Stück der Psychologie des Mannes entwickeln, der jetzt im vierundsiebzigsten Lebensjahr mit den Brillanten zum Schwarzen Adlerorden in den in diesem Falle wirklich wohlverdienten definitiven Ruhestand getreten ist, nachdem er gerade jetzt vor neun Jahren der staatsmännischen Zeitlichkeit entrissen und in das Oberpräsidium von Magdeburg beigesetzt worden war. Ausgangspunkt und Ende, Sprungbrett und Sarkophag für Ministerkarrieren sind diese Oberpräsidien! Was Schutzzoll, was Freihandel, man muß das nicht so tragisch nehmen, und vor allen Dingen, darum keine Feindschaft; mich hat jedenfalls mein kräftiges Wirken für die neuen Schutzzölle in das Oberpräsidium gebracht. Dem, der so dachte, half es bald noch weiter. Bismarck hatte die Arbeitskraft, die leichte Rednergabe und die Anpassungsfähigkeit des Beamten erkannt, der als Regierungsassessor in vier Bezirken, als Hilfsarbeiter im Handelsministerium, als Ratsherr in Stralsund, als Geheimrat im Ministerium des Innern, als Landdrost in Hannover und als Regierungspräsident in Schleswig umfassende Ausbildung und Erfahrungen erworben und eine schnelle Karriere hinter sich hatte. Nur ein Jahr blieb er Oberpräsident in Schleswig.

Im Herbst 1880 wurde er Staatssekretär im Reichsamt des Innern und Mitglied des preußischen Staatsministeriums. In ihm hatte Bismarck endlich den begabten, kenntnisreichen,

nie verlegenen, arbeitsfreudigen, hingebenden Gehilfen gefunden, den der viele Gebiete doch nur in großen Zügen beherrschende und verfolgende Kanzler für die Ausführung und Vertretung im einzelnen brauchte. Boetticher wurde der Sprechminister und der eigentliche Vizekanzler des letzten Dezenniums der Bismarckschen Aera. Der vollendete Handlanger. Es war eine schwere und ereignisreiche Zeit, dieses Jahrzehnt vor Bismarcks Entlassung, in dem es zuletzt hieß: es gelingt nichts mehr. Es war die Zeit des Sozialistengesetzes und seines Falles, zugleich der Sozialreform und der großen Arbeiterversicherungsgesetze, die Zeit des wachsenden Protektionismus und des Agrariertums, des ausgehenden Kulturkampfes und des Streites um die Heeresvermehrungen mit zwei Reichstagsauflösungen. Der Vizekanzler wuchs mit seinen höheren Zwecken, wurde erstaunlich sachkundig und erfahren; er diente als Mädchen für alles, wußte alles oder konnte wenigstens über alles in jeder Situation sprechen. Bei der wachsenden Abneigung des Reichskanzlers gegen den Reichstag und während seiner häufigen längeren Abwesenheit von Berlin wurde Boetticher immer mehr der eigentliche Vertreter der Gesamtregierung im Reichstage, und nicht nur in diesem. Alle Register der Beredsamkeit standen ihm zur Verfügung, und leicht handhabte er alle Nuancen des öffentlichen Auftretens. Von einer stattlichen und angenehmen Erscheinung unterstützt, repräsentierte er würdig bei feierlichen Gelegenheiten, bei großen und kleinen Anlässen die Regierung. Das Pathos offizieller Eröffnungen und Erklärungen und die edle Entrüstung des energischen Protestes — von Zeit zu Zeit muß ein tüchtiger Minister im Parlament gegen irgend etwas energisch protestieren — leistete er so leicht wie die Teilnahme an sachlichen Debatten. In diese brachte er gern und in späteren Jahren immer häufiger, einen Zug der Bonhomie und der leichten humoristischen Behandlung. Das war echt und entsprach seiner im Grunde von glücklicher Leichtlebigkeit getragenen Natur; das andere war mehr Rolle. In dem Hang und dem Talent zur humoristischen Behandlung ernster Dinge oder doch solcher, die anderen ernst sind, liegt

für Staatsmänner und Politiker eine Gefahr, die dann eintritt, sobald die anderen aus dem Humor die innere Wurstigkeit des Redners herauszuhören glauben. Wer für das Fach des Sarastro engagiert ist, tritt nicht ungestraft als Papageno auf. Auch erwächst aus der durch jahrelanges Reden über alles und jedes erworbenen Routine die Gefahr der Trivialität, ein Herabgleiten von der Kunst ins Handwerksmäßige, in ein gewisses Bratenbardentum. Der Stellvertreter und Handlanger des großen Kanzlers hat sie nicht immer vermieden.

Er überdauerte des Meisters Sturz und blieb noch sieben Jahre im Amte, zu dem seit 1888 auch noch das des Vizepräsidenten des Staatsministeriums gekommen war. Er war auch unter Caprivi trotz manchen Kurswechsels der allzeit willige und bereite, erfahrungsreiche Vizekanzler; er blieb es auch unter Hohenlohe. unheimlich wachsend an Routine, anscheinend immer frohgemut und ungebrochen, obwohl er Bitteres durchgemacht hatte. Bismarck verfolgte ihn, wie so manchen seiner alten Mitarbeiter, die nach seinem Sturz im Amte blieben und dem Nachfolger dienten, mit seinem Hasse; keinen so sehr wie ihn und zwar mit einer absichtlichen Beimischung von Verachtung gegen den „Kleber". Er hatte den so lange treu ihm ergebenen sicher in dem sicher ganz ungerechten Verdacht, den er ja auch noch gegen andere gehegt hat, an seinem Sturze mitgewirkt zu haben. Schließlich flog aus der Nähe des Sachsenwaldes mit einem Umwege über Wien das giftige Geschoß gegen den Verfolgten: die Enthüllung, daß vor Jahren Boettichers Schwiegervater vor finanziellem Zusammenbruch und Schlimmerem nur durch den alten Kaiser auf Antrag Bismarcks mit Mitteln des Welfenfonds bewahrt worden war. „Wer nie in kummervollen Nächten auf seinem Bette weinend saß....". Nur seine vertrauten Freunde wußten, wie sehr er unter jenen Angriffen gelitten hat. Aeußerlich merkte man es ihm nicht an. Seine elastische Natur kam auch darüber hinweg. Er war der alte und blieb es, anscheinend wenigstens, bis zu seinem Rücktritt im Sommer 1897.

Weshalb hat Boetticher damals gehen müssen, obgleich er sich der besten Gesundheit und der alten Arbeitskraft erfreute und Hohenlohe ihn gern behalten hätte? Die landläufige Antwort lautete damals und im allgemeinen lautet sie auch heute noch so: er sei durch eine Reichstagsrede Eugen Richters erschlagen worden; er sei beim Kaiser in Ungnade gefallen, weil er auf ungewöhnlich scharfe Angriffe des freisinnigen Führers, die in eine Kritik des persönlichen Regimentes ausliefen, kein Wort erwidert hätte. Es war die Reichstagssitzung vom 18. Mai 1897. Im Jahr zuvor hatte Hohenlohe, um einen das Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuches bedrohenden Antrag zu beseitigen, im Reichstage versprochen, daß dem Wunsche und den wiederholten Anträgen der großen Mehrheit entsprechend das bestehende Verbot der Verbindung politischer Vereine aufgehoben werden sollte. Der alte Staatsmann hatte es ehrlich gemeint, aber er stieß auf scharfmacherische Hindernisse. In einigen wenigen Bundesstaaten war das Verbot inzwischen beseitigt worden; dem preußischen Landtag ging ein Gesetzentwurf zu, der zwar auch die Beseitigung enthielt, aber gleichzeitig reaktionäre Verschlechterungen des Vereins- und Versammlungsrechtes. Die Mehrheit des Reichstages hielt sich für dupiert; sie brachte wieder den Antrag ein, der in einem einzigen Artikel bestimmte, daß inländische Vereine jeder Art miteinander in Verbindung treten dürfen, und daß entgegenstehende gesetzliche Bestimmungen aufgehoben sind. Bei der Debatte über diesen Antrag wurde gleichzeitig der preußische Gesetzentwurf heftig angegriffen. Herr v. Boetticher antwortete wiederholt, aber, in vollkommener Verkennung der tiefgehenden Mißstimmung der Reichstagsmehrheit, sehr nonchalant und gemütlich. Ihm war natürlich die Aufhebung des Verbindungsverbotes gleichgültig; daß des Reichskanzlers Bemühungen an hoher Stelle Widerstand fanden, konnte und wollte er nicht sagen, und so half sich der routinierte Minister mit dialektischen Sophistereien, die nach dem lustigen Muster der Anekdote vom geliehenen und zerbrochenen Topf ungefähr darauf hinausliefen, erstens hat der Herr Reichskanzler gar kein

Versprechen gegeben, zweitens hat er es schon eingelöst und drittens kann man abwarten, ob und wie es eingelöst werden wird. Da kam in später Stunde Eugen Richter zu Wort mit einer Rede von ungewöhnlicher Wucht, die nachzulesen gerade jetzt wieder interessant ist. Er apostrophierte Boetticher persönlich: „Der Herr Staatssekretär hat in seiner langen Ministerlaufbahn so viel vertreten, einander auch Widersprechendes, Unhaltbares, daß ich mich gar nicht wundere, daß dieser verehrte Dauerminister auch die preußische Vorlage zu verteidigen übernimmt. Es kommt ihm dabei die ganze Gewandtheit zu statten, die er sich in so langer Zeit gewissermaßen als Sprechminister der Regierung erworben hat. So gut angebracht auch zuweilen der heitere Ton, die cavalière Art, seine Bonhomie sein mag, heute ist sie deplaziert. Die Sache hat seine politische Bedeutung und wir wollen sie nicht in dieser leichten Tonart besprechen." — Richter führte dann weiter aus, daß der Reichstag von dieser gegen Scharfmacher schwachen reaktionären Regierung getäuscht und brüskiert worden sei, daß diese Regierung auch im preußischen Landtag eine Niederlage mit ihrem Gesetzentwurf erleiden werde: „Freilich, Herr Minister von Boetticher, man kann ja auch so abgehärtet sein wie Sie. Es gibt ja ein Gefühl politischer Wurstigkeit, das hoch erhaben ist über alles das, was selbständige Politiker empfinden . . . Aber selbst der Herr Staatssekretär von Boetticher, so dauerhaft er sich erwiesen hat, wird unter den Stürmen, die diese Politik entfesseln wird, nicht fest genug kleben." Und dann kennzeichnete Richter weiter das persönliche Regiment des Kaisers: „Wo ist denn heute ein einheitlicher zielbewußter Wille, der nicht von plötzlichen Impulsen getragen wird, sondern der mit Umsicht und Einsicht stetig ein Ziel zu verfolgen weiß? Wo sind denn neue Minister? So weit Sie blicken, nichts als geschmeidige Höflinge, die sich jeder Ansicht von oben anschließen, avancierte Bureaukraten, schneidige Husarenpolitiker, Handlanger, aber im gewöhnlichen Sinn des Worts." Und weiter erinnerte er daran, daß das Kaisertum in Deutschland nicht älter ist als der Reichstag, daß

das Kapital an monarchischer Gesinnung verzehrt werde: „nicht etwa infolge der Agitation der Sozialdemokratie, nein, infolge von Vorgängen, die sich der parlamentarischen Erörterung entziehen, Vorgängen, die die Kritik herausfordern, nicht bloß im Bürgertum, sondern auch tief im Beamtentum bis in das Offizierskorps hinein. Deutschland ist ein monarchisch konstitutionelles Land; aber nach dem Programm „sic volo, sic jubeo, regis voluntas suprema lex" mag man vielleicht in Rußland noch eine Zeitlang regieren können, das deutsche Volk läßt sich auf die Dauer nicht danach regieren."

Gewiß, wenn bei uns Parlamentsreden einen Minister überhaupt beseitigen können, dann wäre dieser gewaltige Angriff, den stürmischer Beifall im Hause und auf den Tribünen begleitete, dazu geeignet gewesen. Es wird auch sicher Boetticher beim Kaiser geschadet haben, daß der sonst so Schlagfertige und Vielgewandte kein Wort der Abwehr und Erwiderung fand. Hatte ihn die Wucht der Rede eingeschüchtert? Wollte er nicht antworten, weil er vielleicht innerlich manchem beistimmte? Denn tatsächlich ist es erst zwei Jahre später Hohenlohe gelungen, beim Kaiser die Aufhebung des Verbindungsverbotes durchzusetzen; der alte Herr bestand auf der Einlösung seines verpfändeten Wortes, sonst müsse er gehen. Ich glaube, Boetticher hat schon damals gewußt, daß seine Stellung erschüttert war. Die eigentliche Ursache seines Rücktritts war diese Richtersche Rede nicht. Es war die Zeit des Tauschprozesses. Marschall war mit seiner edlen Flucht an die Oeffentlichkeit gescheitert. Das Niederträchtige hatte wieder einmal sich als das Mächtige erwiesen. Es war eine Zeit der Intrigen, deren dunkle Geschichte erst später einmal geschrieben werden wird, Marschall, der körperlich im Tauschprozeß zusammengebrochen war und sich den Rückzug auf einen Botschafterposten sicherte, trat wenige Wochen darauf gleichzeitig mit Boetticher zurück. Es haben da Zusammenhänge persönlicher Art mitgespielt.

Warum müssen bei uns überhaupt Minister gehen? Wem die Götter nicht das wertvolle Geschenk des schönen Mutes

der Unwissenheit verliehen haben, der antwortet vorsichtig: weil der Kaiser sie entläßt. Wer mehr sagt, gerät schon in Gefahr, Falsches zu sagen. Kein schwierigeres Kapitel zeitgemäßer Geschichtsschreibung, als das der Ursachen und näheren Vorgänge bei Ministerstürzen. Die skeptische Frage: Was ist Wahrheit in der Geschichte? drängt sich in solchen Fällen ganz besonders auf. Die ganze Wahrheit wissen nur sehr wenige und die schweigen, teils weil sie als persönlich Mitwirkende engagiert sind, teils aus Staatsräson. Wie ist Bismarck gefallen? Wie Caprivi gestürzt, wie Hohenlohe zum Rücktritt bewogen worden? Das alles wird später einmal geschrieben, wenn Memoirenwerke herauskommen. Der Fall, daß ein gefallener Minister am Tage nach seiner Entlassung einen befreundeten Publizisten, der von jenes Sturz früher gewußt hatte, als der Stürzende selbst, freundlich bittet, ihm doch zu sagen, warum er habe gehen müssen, warum gerade jetzt und warum gerade er in einer Form dazu gedrängt worden sei, die selbst der Kaiser in der Abschiedsaudienz mißbilligt hat, — dieser Fall ist nicht etwa eine anekdotische Erfindung, sondern ein Vorgang aus der jüngsten Zeit. Minister und Staatsmänner ähnlichen Ranges, die zu lange in der Macht waren, werden gelegentlich mit rauchlosem Pulver abgeschossen, damit sie den Ort und die Person des Schützen nicht erkennen. Staatsräson! Staatsräson! Sie könnten ja sonst auf den verzweifelten Gedanken kommen, aus der Sicherheit des Privatlebens heraus mit alten reservierten Waffen zurückzuschießen. In dem üblichen Ordenstrost und den konventionellen Gesundheitsrücksichten drückt sich die Notwendigkeit aus, einen milden Schleier über die Vorgänge der Ministerentlassungen zu ziehen.

Herr v. Boetticher trat am 1. Juli aus, im Dezember wurde er Oberpräsident in Magdeburg. Sicher ein vortrefflicher Oberpräsident. Aber politisch ist er nicht mehr hervorgetreten. Das Amt verlangte es nicht mehr und Neigung oder Ehrgeiz trieb den jovialen Mann nicht dazu. Als große Arbeitskraft und durch vielseitige Kenntnisse hat sein Nachfolger Posadowsky ihn ersetzt. Dem steht die Würde und die philosophische Vertiefung.

In der Kunst der leichten Behandlung aller Dinge und des fröhlichen Wesens wird keiner an seinen Vorgänger heranreichen. Den mußte man bei Feierlichkeiten und Festen sehen in später Abendstunde. Ein lauter und fröhlicher Mann mit vielen geselligen Talenten. Im alten Herrenhausgarten, wenn der Reichstag sich dort einmal ein Fest gab, exzellierte er in der Leitung der Fidelitas mit wohlklingender baritonalen Organen. Nach einem Essen der Nationalliberalen soll er auch einmal Trompete geblasen haben. Ich war nicht dabei und kann es nicht bezeugen, aber ich möchte es glauben. So glückliche Naturen blasen Trompete, überraschen in später Stunde die entzückten Hörer als Kunstpfeifer oder wissen Kunststücke mit Karten oder mit einer Pfauenfeder auszuführen.

Wer selbstgerecht die bekannte peinliche Abwägung von Talent und Charakter vornimmt, der wird bei Herrn v. Boetticher wahrscheinlich ein schroffes Mißverhältnis konstatieren. Nur ein Handlanger? Allerdings, aber ein sehr begabter. Ein Kleber! Gewiß, aber wie viele sind denn das nicht? Er war kein Staatsmann, der seine Person und Existenz an feste politische Ueberzeugungen und ein bestimmtes System setzte; er war trotz hohen Ranges doch immer ein Untergebener, ein Beamter und — Familienvater. Das spricht mit beim Kleben. Leben wir nicht überhaupt in einer Zeit der Handlanger, der großen und der kleinen? Ist das nicht vielleicht eine Folge der langen Bismarckschen Aera und der Eigenart Wilhelms II., der selbst sein Kanzler und oft noch mehr als das sein will? Wo sind denn die starken staatsmännischen Charaktere, die sich unter diesem Kaiser und gegen diesen Reichstag durchzusetzen wüßten, in dem es nur mühsam zusammengestoppelte wechselnde Mehrheiten gibt? Wer geschickt diplomatisch zu jonglieren versteht, kommt noch am weitesten. Und wenn uns nächstens ein solcher Mordskerl von Staatsmann erstände — ein herrliches Schauspiel wärs und wohl bald ein Trauerspiel mit dem tragischen Ende des Helden.

Herr v. Boetticher hat kein Held sein wollen und hat wohl nichts oder nur weniges tragisch genommen. Ihm folgen gute

Wünsche in die wohlverdiente Ruhe nach Naumburg an der Saale. Auch die „Frankfurter Zeitung" versagt sie ihm, wie ich annehme, nicht, obwohl ihr Redakteur ihm vor jetzt mehr als neun Jahren einige Monate Zeugniszwangshaft verdankt hat. Den Strafantrag, den eine Untersuchung wegen einer ganz harmlosen Veröffentlichung über einen Militäretat herbeiführte, hatte Boetticher als Stellvertreter des Reichskanzlers gestellt. Nicht aus Verfolgungssucht, gewissermaßen nur als Briefträger, wie er entschuldigend einem der Zeitung nahestehenden Journalisten erzählte. Der Kriegsminister hatte es beantragt. Daß darüber ein anständiger Mann in Zwangshaft kam, focht den jovialen Vizekanzler nicht an. Er hat wohl kaum darüber nachgedacht. Anders der alte Hohenlohe. Als der zufällig von der Sache erfuhr, fand er sie unerhört. Boetticher erhielt den Auftrag von ihm, die Zwangshaft so schnell wie möglich zu beseitigen. Er suchte dem sitzenden Redakteur eine goldene Brücke zu bauen durch einen Eid, den er hätte leicht leisten können. Der aber verweigerte das standhaft und so machte Fürst Hohenlohe mit einem Telegramm über den Kopf seines Stellvertreters hinweg der Zwangshaft und der ganzen Sache ein Ende. Als Boetticher es erfuhr, meinte er: „Na, nun ist der Herr also frei; das freut mich." Ein recht gemütlicher Mann.

Althoff.

27. September 1907.

Als vor Jahr und Tag einmal in diesem Blatte über „Regierende" geschrieben und auseinandergesetzt wurde, daß nicht immer und nicht in jedem Falle der Kaiser und König und — secundum ordinem — der Herr Reichskanzler und die hochgebietenden Herren Minister der Ursprung und die Träger der Regierungsaktionen sind, sondern oft Männer, die in der staatlichen Hierarchie einen geringeren Posten und hin und wieder auch solche, die gar keinen geordneten Platz einnehmen, da wurde unter anderem auch gesagt: „Wenn in den letzten Jahren wissende Leute, die mehr kennen und beobachten und erfahren, als in Zeitungen steht und in Parlamenten gesprochen wird, sich darüber unterhielten, wer eigentlich in Deutschland-Preußen regiere, da nannten sie auch Namen, die den Ohren nicht nur des großen Publikums, sondern auch vieler Politiker so gut wie fremd sind, Herrn v. Holstein, den beinahe mythisch gewordenen Beherrscher des Auswärtigen Amtes . . . und einen Ministerialdirektor aus dem Kultusministerium, und sie verstehen unter diesen ganz mit Recht Männer, die weit über ihr Ressort hinaus durch Klugheit, Sachkenntnis, Energie und andere wertvolle Charaktereigenschaften weitgehenden Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte im großen und im kleinen, und was besonders wichtig ist, auch in Personalfragen, ausgeübt haben." Genannt hat der, der das schrieb, damals Herrn Althoff nicht, gemeint hat er ihn.

Vor 25 Jahren ist Althoff von einem juristischen Lehrstuhl der Straßburger Universität ins preußische Kultusministerium berufen worden. Dort hat er als Vortragender Rat, dann als Ministerialdirektor, wozu nach der üblichen Zeit der Titel des Wirklichen Geh. Rats und die Exzellenz kamen, unter — man müßte mit Bezug auf diesen starken Mann mindestens sagen, neben — drei Ministern, Goßler, Bosse, Studt, das Ressort der Universitäten und Hochschulen und des gesamten höheren Unterrichts verwaltet und mit schnell wachsendem Einflusse be-

herrscht, ihm so sehr das Gepräge seines Geistes und seines starken Willens aufgedrückt, daß man sich, unbekümmert um die Namen der wechselnden Minister, gewöhnt hat, von einem System Althoff zu sprechen. Das große Ressort der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, berührt sich mit vielen anderen Verwaltungszweigen. Seine Beziehungen und Wirkungen erstrecken sich über den Staat und das Reich hinaus — man denke nur an die Organisation der katholischen Kirche — durch wissenschaftliche Unternehmungen und Institute im Auslande zuweilen in unsere auswärtigen Beziehungen hinein; es steht mit dem, was auf dem Gebiete der Volksgesundheitspflege und der sozialen Hygiene geschieht, in engem Zusammenhang. Wohl so ziemlich auf allen diesen Gebieten hat sich Althoffs Interesse und Einfluß betätigt; er hat sich nicht auf die von ihm speziell geleiteten Abteilungen beschränkt und gilt seit langen Jahren für die einflußreichste Persönlichkeit im ganzen Kultusministerium. Der rastlos tätige und ideenreiche Mann war in den verschiedenen Ressorts bewandert, er unterhielt die mannigfachsten Beziehungen. Der bewegliche, originelle Geist dieses um Mittel und Wege selten verlegenen Mannes hat dem Kaiser gefallen. Nicht ein Ministerialdirektor im gewöhnlichen Sinne ist diese Exzellenz gewesen, sondern eine politische, in vielen Sätteln gerechte Persönlichkeit mit ausgeprägtem Sinn für die Realität der Dinge und mit dem starken Willen zur Macht. Es ging ein leiser Schrecken durch manche Reichsämter und Ministerien, als vor Jahren einmal das Gerücht auftauchte, Althoff solle als Nachfolger des Herrn v. Lucanus Chef des Zivilkabinetts werden. Wilhelm II. und dieser Kabinettschef — das hätte interessant werden können! Ein politischer Faktor, mit dem viele rechnen mußten, ist dieser Ministerialdirektor gewesen. Mit einer zur Uebertreibung verführenden starken Freude an der originellen, kräftigen Persönlichkeit hat Werner Sombart jüngst den zum Abgang bereiten Ministerialdirektor „einen der mächtigsten Männer in der preußischen Monarchie" genannt, auf „dessen Gewicht das Gewicht eines halben Dutzend preußischer Minister komme".

Man braucht das nicht so genau zu nehmen, und es läßt sich auch nicht nachrechnen; denn Minister sind keine konstanten Größen, und man weiß nicht immer, ob gerade zwölf auf ein Dutzend gehen. Aber cum grano salis kann man die Einschätzung als ungefähr richtig gelten lassen.

Mit den großen Fortschritten, die in den letzten Dezennien, einer Zeit ungewöhnlichen wirtschaftlichen Aufschwunges, unsere Universitäten, technischen Hochschulen, Akademien und Institute für wissenschaftliche Forschung und Krankenpflege genommen haben, ist Althoffs Name und Tätigkeit eng verknüpft. Vieles davon ist sein eigenstes Werk. Der rastlose, energische Mann hat manches durchgesetzt, was anderen nicht gelungen war. An Ehre und Anerkennung dafür hat es ihm nicht gefehlt. In den großen, neuen Anstalten der Berliner Charitee steht seine Büste in Bronze, und wo immer neue Hochschulgebäude und Institute eingeweiht wurden, ist rühmend und dankbar des mächtigen Förderers gedacht worden. Diese Verdienste erkennen auch seine politischen und persönlichen Gegner willig an. An der Schulreform war er natürlich stark beteiligt. Der Stand der Oberlehrer verdankt ihm manches; auch die Fortschritte in der Gleichberechtigung der Realgymnasien und Realschulen mit den Gymnasien sind mehr, als man in der Oeffentlichkeit weiß, seinem Eingreifen im Zusammenwirken mit einigen freisinnigen Parlamentariern zuzuschreiben.

„Ein Despot, aber mit den Universitäten und der Wissenschaft und der Forschung hat er es gut gemeint, für die hat er herauszuschlagen versucht, was er konnte und wo er es konnte." Diese knappe Charakteristik, die bei der Nachricht von Althoffs bevorstehendem Rücktritt ein Höherstehender aus guter Kenntnis aussprach, trifft ein wichtiges Stück von dem Wesen des Mannes und erklärt auch, weshalb er trotz aller unbestrittenen Verdienste neben vielen Freunden und Verehrern unter den akademischen Lehrern auch viele Gegner und Feinde hat, nicht nur aus der Zahl der Kleinen, die leicht den Starken hassen, der lange in der Macht war, sondern auch unter solchen, die

selber etwas sind. Es steckt in Althoff etwas von den fiskalischen Finanztalenten Miquels, mit dem er auch sonst manche Aehnlichkeit hat, z. B. als geistreicher, kluger und verführerischer Plauderer. Was er für die ihm am Herzen liegenden Zwecke aus der Staatskasse nicht bekommen konnte, das legte er in unverdrossenem Bemühen potenten Kommunen auf. So bei Begründung der Medizinischen Akademie und bei dem Versuch, die großen städtischen Krankenhäuser für den klinischen Unterricht zu benutzen. Auch die Munifizenz reicher Mitbürger wußte er für wissenschaftliche Unternehmungen und gemeinnützige Zwecke findig heranzuziehen; und wenn die freiwilligen Spender ehrgeizig waren, da hat er wohl auch mit gutem Humor dafür gesorgt, daß ihr Sehnen gestillt wurde. Wer so veralteten Glaubens ist, daß Orden und Titel nur ideellen Verdiensten zukommen, der mag ihn darob schelten.

Für sich selbst anspruchslos und uneigennützig, war dieser Beherrscher unserer Hochschulen auch von einer gewissen Kargheit mit Bezug auf die Gehälter und Einkünfte der Professoren. Um einen Fonds zur Bezahlung besonders wertvoller und daher teurer Lehrkräfte und für sonstige wissenschaftliche Zwecke zu bekommen, hat er, übrigens nur fakultativ, ein System erfunden, wonach von einer gewissen Grenze an die Hälfte der Kollegiengelder eingezogen wird. Das hat viel böses Blut gemacht und ist heftig angegriffen worden, nicht nur von materiellen Gesichtspunkten, sondern auch aus Gründen der Würde und des Feingefühls. Aber die Hauptsache, die man ihm vorwirft und die dem System Althoff weitreichende Gegnerschaft wachgerufen hat: er war ein Despot, ein Autokrat, er hat Professoren und Dozenten, die als Mitglieder unserer geistigen Hochburgen besondere Geltung beanspruchen, wie ganz gewöhnliche königlich preußische Beamte behandelt, hat den Vorgesetzten und Gebieter herausgekehrt und ist in seiner Energie bis zu persönlichen Rücksichtslosigkeiten gegangen. Er hat das alte Vorschlagsrecht der Fakultäten ignoriert oder mit mannigfachen Mitteln umgangen, hat nach eigenen Entschließungen ernannt und versetzt. Die „Bureaukratisierung“

der Hochschulen wird vielfach als eine Wirkung der selbstherrlichen Amtsführung dieses Mannes angesehen, der übrigens so wenig wie Bismarck ein Bureaukrat ist, weder seiner geistigen Struktur nach, noch in seiner äußeren Erscheinung und seinem Gebaren, vielmehr ganz eigene Persönlichkeit, ein origineller Geist von Witz und seltenem Humor, der gelegentlich auch wichtige Besprechungen inter pocula abzuhalten liebte. So hat er auch die Abgeordneten der streikenden Hochschüler von Hannover, die unter der fragwürdigen Parole der akademischen Freiheit gegen die Zulassung konfessioneller Verbindungen kämpften, im Rüdesheimer, einer bekannten Weinkneipe, empfangen. Keine üble Idee des schlauen und jovialen Menschenkenners. Der erwartete Erfolg blieb nur aus, weil die jungen Herren mindestens ebenso trinkfest waren wie der auch in diesem Punkte tüchtige Herr Ministerialdirektor. Einen solchen, einen Geheimrat, eine Exzellenz gar, hat niemand, der ihn nicht kannte, in dem starkknochigen, stattlichen Mann mit dem wiegenden Gang und dem ausgeprägten Kopf eines Nordseeschiffers je vermutet. Die Herkunft aus altem, niedersächsischem Bauerngeschlecht, von irgend einem Alt-Hof am Niederrhein her, verrät nicht nur seine äußere Erscheinung, sondern auch mancher Charakterzug.

Wer selbst kein Talent hat, sich schlecht behandeln zu lassen, und wer von dem gefürchteten Herrscher im Ministerium des Geistes nichts zu erbitten und zu erstreben hatte, der lernte ihn nur als einen liebenswürdigen, geistreichen, anregenden Plauderer kennen, als sehr höflichen, freundlichen, zuvorkommenden Menschen, auch als Mann von Zartgefühl und warmem Herzen, der auch Widerspruch und Ablehnung eines Wunsches ohne Verstimmung hinnahm. Aber es muß richtig sein, daß derselbe Mann im amtlichen Verkehr nicht wenige als gestrenger Vorgesetzter behandelt und durch Rücksichtslosigkeit und, was oft noch weher tut, durch sarkastischen Humor verletzt hat. Seit Jahren gehen wenigstens die Klagen, daß er Professoren und Dozenten, auch würdige Männer, stundenlang in seinem Vorzimmer hat vergeblich warten lassen,

daß er Hoffnungen erweckte und Versprechungen machte, ohne sie zu erfüllen. Schlimm, wenn er es tat, aber ein noch schlimmeres Zeichen, daß viele es sich gefallen ließen. Es ist über die „Dunkelkammer" viel gespottet worden, in der die zu Audienzen Gekommenen sich in Geduld üben mußten, und rächender Witz hat seine Amtsstube als „Versprecherkeller" bezeichnet. „Ja, glauben Sie denn, diese Stelle hätte ich Ihnen allein versprochen, die habe ich anderen auch versprochen" — soll er einst einem Professor geantwortet haben, der entrüstet über den ihm entgangenen Posten an frühere Zusagen erinnerte. Vielleicht ist es eine erfundene Anekdote, aber dann ist sie nicht schlecht erfunden. Man kann einen so rücksichtslosen Ausbruch grimmen Humors dem starken Manne schon zutrauen, der von ungezählten Bittstellern überlaufen war, und der in dem durch den wissenschaftlichen Großbetrieb erzeugten Wettlaufe um Titel, Aemter und Beförderung auch sehr viel kleinliches Strebertum und krumme Wege gesehen hat, und der neben den vielen, denen die Wissenschaft noch die hohe, die herrliche Göttin ist, auch die wachsende Zahl derer kennen gelernt hat, denen sie nur die tüchtige Kuh sein soll, die sie mit Butter versorgt. Wer von Natur zum Herrenmenschen neigt, gerät als ein Mächtiger, von vielen umworben, leicht in Menschenverachtung hinein. Althoff war nicht frei von ihr, aber er hat sie nicht nur nach unten gerichtet; es mildert diesen harten Zug seines Wesens, daß ihm auch oben — was man so oben nennt — nicht viele imponiert haben, und daß er daraus auch kein Hehl machte.

Ob unsere Universitäten, nicht nur die preußischen, sondern alle deutscher Zunge, in der schnellen, modernen Entwicklung, die zu einer entsprechenden Vergrößerung ihres äußeren Betriebes geführt hat, die alte Bedeutung als Hochburgen der Wissenschaft und der freien Forschung und damit den früheren Einfluß auf die geistige Erziehung und die sittliche und kulturelle Bildung der Nation behaupten können, ist ein ernstes Problem, über das von Berufenen viel geschrieben worden ist, und mit dem sich jüngst der erste deutsche Hochschullehrertag in Salz-

burg beschäftigt hat. Wird es gelingen, der alten universitas litterarum den alten einheitlichen Charakter zu erhalten, oder drängt die Entwicklung durch die fortschreitende Spezialisierung der Wissenschaften und ihrer Lehr- und Forschungsmethoden zu der Auflösung in einzelne Fachschulen, die das notwendige Wissen und die meist technischen Kenntnisse für bestimmte Berufe liefern? Ein einzelner, auch wenn er noch so mächtig ist, kann diesen Entwicklungsprozeß nicht entscheidend beeinflussen. Aber es haben nicht nur die durch persönliche Kränkung oder Zurücksetzung verletzten Gegner, sondern auch manche ruhig Urteilende ausgesprochen, daß die Art, wie Althoff sich zu den Professoren oder doch zu vielen von ihnen stellte, und die Art, wie er die Lehrstühle besetzte, das Ansehen der Hochschulen und ihrer Lehrer geschädigt habe. Seine Absicht war es gewiß nicht, und er hat unzweifelhaft oft mit scharfem Blick die richtigen Männer an die richtige Stelle gesetzt, er hat indessen auch manchen Fehlgriff getan. Wer gerecht sein will, darf aber doch nicht vergessen, daß schon lange ehe es einen Althoff gab, die Klagen über das Cliquenwesen in den Fakultäten, über Begünstigung einseitiger Richtung, über das Hineinheiraten in die Professuren mindestens so stark gewesen sind wie jetzt über das bureaukratische System Althoff. Ein Gelehrter und Forscher von der Bedeutung Karl Weigerts, einer der ersten Pathologen Deutschlands, der keinen Lehrstuhl an einer Universität fand — er war zufällig Jude —, für den erst Frankfurt im Senckenbergischen Institut eine Stätte erfolgreichen Wirkens erschlossen hat, hat einst darüber geschrieben, daß Freiheit der Universitäten und Fakultäten nicht immer gleichlautend ist mit Freiheit der Wissenschaft. Er hat das Zunft- und Cliquenwesen bei der Besetzung der Lehrstühle geschildert und hat direkt Althoffs Methode trotz mancher Mängel derselben verteidigt, dem — „die Zunftmeister nicht verzeihen können, daß er unparteiisch und über kleinen lokalen Interessen stehend, zuweilen die Karten richtig gemischt hat." Das Zeugnis dieses selbstlosen Mannes hat Anspruch auf Geltung, und da ich gerade von Frankfurt und

von jüdischen Gelehrten spreche, so mag auch noch erwähnt sein, daß ein Forscher wie Paul Ehrlich, für den auch keine medizinische Fakultät einen Platz hatte, der Initiative und Förderung Althoffs die Entfaltung seiner Kräfte und die Arbeitsmöglichkeit an einem Institut für experimentelle Therapie verdankt. Die Frage der Berufung der Professoren und der Ergänzung des Lehrkörpers unserer Hochschulen liegt doch nicht so einfach, daß sie durch den Hinweis auf die Eigenart eines mächtigen Ministerialdirektors zu erledigen wäre.

Scharf geprägte Individualitäten und starke Charaktere mit realpolitischer Energie fügen sich schlecht in eine Parteischablone, und ihr Charakterbild wird von der Parteien Gunst und Haß entstellt. Auch wer Althoff lange beobachtet und gekannt und manche Stunden mit ihm zugebracht hat, wird sich, sei er auch sonst ein Menschenkenner, kaum getrauen, ihn nach Art und Richtung in der üblichen Weise zu rubrizieren. Er soll einmal zu den Nationalliberalen gezählt haben. Wer ihn über das Schulunterhaltungsgesetz, über die Mitwirkung der Nationalliberalen an diesem hat urteilen hören, der mußte ihn erheblich weiter nach links stellen. Doch das wäre eine irrige Folgerung aus einem Einzelfall. Wie hätte ihn auch sonst die Rechte und das Zentrum so schätzen können! Töricht war es, ihn als einen politischen Reaktionär oder kirchlichen Eiferer anzusehen, ihn etwa mit Studt oder seinem Kollegen Schwartzkopff gleichzustellen. Er ist viel freier und vorurteilsloser als diese. Er hat im Kampf gegen den Oberkirchenrat die Berufung Adolf Harnacks nach Berlin durchgesetzt, hat trotz des Murrens der Konservativen seine schützende Hand über manche Kathedersozialisten und weit links stehende Sozialpolitiker gehalten, hat vor kurzem erst Herckner nach Charlottenburg gebracht; aber derselbe Mann hat manche Fakultäten gegen ihren Willen mit strenggläubigen Theologen beglückt, hat durch die Ernennung Martin Spahns zum Geschichtsprofessor in Straßburg den lauten Protest der Forscher voraussetzungsloser Wissenschaft entfesselt und hat — wie man erzählt, allerdings nur widerwillig und starkem Druck nachgebend — den Privat-

dozenten Dr. Arons wegen seiner Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie gemaßregelt und entfernt. Das alles gibt kein einheitliches Bild, aber nicht nur deshalb, nicht weil Althoff ein realpolitischer Eklektiker ist. Man darf, wenn man ihn und seine Taten beurteilt, nicht außer acht lassen, daß er unter politisch konservativen und kirchlich strenggläubigen Ministern gewaltet hat, und daß er mit einem Landtage zu tun hatte, der konstant eine starke konservativ-ultramontane Mehrheit aufwies, eine Mehrheit, deren beide Teile besonders auf dem Gebiete des Hochschulwesens mit Eifer ihre Parteiansichten durchzusetzen suchten. In einem Lande ohne parlamentarische Regierung muß auch der stärkste Ministerialdirektor, so wie es die ganze Regierung tut, auf dem Seile des Kompromisses balancieren und mannigfachen Einflüssen nachgeben. Die Besetzung von Professuren bildet, wie vor kurzem Brentano ganz richtig schrieb, in solcher Lage einen beliebten Handelsartikel. So kommt wohl gelegentlich selbst über den Kopf eines Ministerialdirektors hinweg ein Theologieprofessor ganz überraschend nach Marburg, weil einige einflußreiche Parlamentarier es durchgesetzt haben. Es gilt auch heute noch, was vor sechs Jahren Harnack sagte, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Unabhängigkeit der Wissenschaft am stärksten von den politischen Parteien bedroht wird, und daß ihnen gegenüber die Regierungen zur Zeit Hüter und Schützer derselben sind — soweit sie es vermögen. Fast jede Beratung des Kultusetats zeigt das von neuem.

Die Linke hat, unbeschadet der Freude und des ästhetischen Behagens an einer starken und originellen Persönlichkeit, vom Parteistandpunkt aus keinen Anlaß, Herrn Althoff bei seinem Rücktritt nachzutrauern. Sie kann das anderen Parteien überlassen, und die besorgen es schon, besorgen es so gründlich, daß die „Germania" ihn sogar wie einen den Liberalen Geopferten behandelt, wobei sie vielleicht auf die starke persönliche Gegnerschaft gewisser nationalliberaler parlamentarischer Führer anspielen mag. Dem entsprechen einzelne Stimmen im liberalen Lager, die das Ausscheiden Althoffs als eine Folge der

Blockpolitik und wie eine Einleitung und Voraussetzung einer neuen liberalen Aera im Ministerium des Geistes behandeln. Vor solcher Auffassung möchten wir warnen. Es müßten, wenn das die Meinung wäre, ganz andere Männer aus diesem Ministerium gehen. Blockpolitik auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ist ja ein schöner Gedanke, es kann auch hier und da der gute Wille dazu herrschen; aber wenn er sich durchsetzen will, dann müßten sich doch wohl erst die Mehrheitsverhältnisse im Landtage ändern. Warten wir ab; warten wir auch ab, was der neue Kultusminister und was die drei wackeren Herren vermögen werden, die sich jetzt in Althoffs umfassendes Ressort teilen.

Herr Althoff geht in hohen Ehren, vom Kaiser und vom Reichskanzler öffentlich bedankt. Es ist ein Abschied erster Klasse. Er geht, weil seine Gesundheit erschüttert ist. Der starke Mann war in den letzten Jahren längere Zeit und ernst erkrankt. Er hat sich gerade in den letzten Wochen erfreulich erholt, und wenn diese Besserung seines Befindens Bestand hat, dann wird man dem unermüdlich Tätigen auch außerhalb des Amtes wohl noch auf manchen Gebieten begegnen, denen bisher sein Interesse galt; dann verschwindet er nicht, ganz abgesehen von seiner Berufung ins Herrenhaus, ganz aus unserem öffentlichen Leben. Ob er vielleicht doch geblieben wäre, wenn nicht der Wechsel im Kultusministerium eingetreten wäre? Das ist nicht ganz leicht mit ja oder nein zu beantworten. Herrn Holle, der als ein viel Jüngerer, als ein Neuling und ein politisch unbeschriebenes Blatt, die Leitung des Kultusministeriums übernommen hat, wird die an sich schon schwere Aufgabe, sich in dieses verwickeltste aller Ressorts einzuarbeiten und Herr im eigenen Hause zu werden, vielleicht etwas erleichtert durch den Rücktritt dessen, der tatsächlich dort so lange Herr war. Und für diesen mag der Gedanke, sich noch mit einem Chef einrichten zu müssen, nicht gerade verlockend gewesen sein. Es bleibt bei solchen Personenwechseln immer etwas Unklares und Unsicheres übrig. In einiger Zeit sieht man über die Ursachen und Folgen klarer. Abwarten.

Alexander Meyer.

19. Juli 1908.

Wenn in den letzten Jahren das wenig befriedigende Ergebnis politischer Wahlen oder das Problem der Blockbildung oder der allgemeine aus der Not entspringende Drang nach einer Zusammenfassung der zersplitterten Kräfte der Parteien der Linken Anlaß zu einer Art Bilanz des Gesamtliberalismus gibt, zu Betrachtungen über das Einst und das Jetzt und zu Spekulationen über die Zukunft, dann wird ein Faktor nicht selten außer acht gelassen: der Liberalismus ist nicht nur numerisch zurückgegangen in unsern Parteien, er ist auch in sich ärmer geworden, ärmer an großen Talenten. Wozu eine nicht erfreuliche Tatsache verschweigen! Sie enthält keinen Vorwurf gegen einzelne, am wenigsten gegen den Nachwuchs, der sich nach besten Kräften bemüht; und sie ist aus vielfachen in der gesamten Entwicklung unseres geistigen und öffentlichen Lebens liegenden Ursachen zu erklären. Wir sind überhaupt ärmer geworden an Charakteren und Talenten, die in der Teilnahme am Staatsleben, in der politischen Betätigung des Mannes Pflicht und höchste Ehre sehen. Auch andere Parteien trauern großen unersetzten Führern nach; keine mit mehr Grund wie der Liberalismus, in dessen Reihen einst Männer wie Virchow, Mommsen, Gneist, Forckenbeck, Bennigsen, Bamberger, Stauffenberg, Lasker — nebenbei bemerkt auch Gustav Freytag und Werner Siemens — gesessen haben. Es gab eine Zeit, in der die Linke in unbestreitbarer Ueberlegenheit an politischem Talent, an Geist und Wissen auf ihre Gegner herabsehen konnte. Dieses Verhältnis hat sich verschoben, auch dadurch, daß diese Gegner, nennen wir sie kurz das Junkertum, seitdem sie sich

mit dem Parlamentarismus aussöhnen mußten, an diesem und durch diesen zugelernt haben. Es ist das vielbeklagte Schicksal des deutschen Liberalismus, daß die Generation desselben, die ungefähr in den beiden Jahrzehnten vor und nach der Gründung des Reiches durch eine ungewöhnliche Fülle politischer Befähigung und universellen Wissens glänzte, sich unter dem Druck des größten staatsmännischen Realpolitikers und durch den frühen Tod des Kaisers Friedrich unfruchtbar verbraucht hat.

Als einer der letzten aus dieser Generation idealgesinnter Politiker, die ungewöhnlich reich an geistiger Begabung, an vielseitigen Kenntnissen und hoher Kultur, als Meister des Wortes und der Schrift dem Liberalismus Glanz und Geltung verliehen haben, ist in den jüngsten Junitagen, 76jährig, Alexander Meyer aus dem Leben geschieden. Einer der letzten! Streng genommen, der letzte. Und jedenfalls der letzte von jenen, denen die liberale Weltanschauung untrennbar war von den Grundsätzen der Freihandelslehre und des Individualismus: ihr unbeirrter geistvoller Verteidiger. Er hatte sich vor neun Jahren, als er in seinem Wahlkreis Halle dem sozialdemokratischen Gegner unterlegen war, vom parlamentarischen Leben zurückgezogen und auch keine Wahl in den Landtag mehr erstrebt. Die Resignation, zu der ihn damals auch körperliches Leiden veranlaßte, ist ihm, dem lachenden Philosophen, leichter geworden als manchem anderen. Denn er war ein geistig Reicher und Tätiger, dem das parlamentarische Mandat und seine Ausübung nichts hinzufügte. Der Kenner erkannte bis in die letzten Jahren noch zuweilen seine Feder in Aufsätzen und Zeitungsartikeln. Wenn man ihm in kleinerer Gesellschaft, bei einem älteren politischen und persönlichen Freunde und früheren Kollegen begegnete, dann fand man ihn, so noch im letzten Winter in alter geistiger Regsamkeit und Liebenswürdigkeit, als einen klugen beschaulichen Beobachter des Laufes der Dinge, nicht nur der politischen, voll Interesse für alle geistigen Strömungen, nicht verbittert, nur von der Entwicklung einzelner

früherer lieben Genossen schmerzlich berührt. In einem sehr glücklichen Familienleben, in einfachen auskömmlichen Verhältnissen hat ihn der Tod getroffen.

Undankbar und fast grausam wirkt zuweilen die Schnelllebigkeit unserer Zeit. Wer nicht durch Rang und Stellung auch für den Nachruhm offiziell abgestempelt ist, sondern nur Parlamentarier und Journalist war, wird von den vielen rasch vergessen. Als Alexander Meyer gestorben war, erfuhr sogar mancher Politiker erst durch die Todesnachricht, daß er noch gelebt hatte. In den üblichen kurzen Nekrologen wurde das Gedächtnis an den alten Parlamentarier wachgerufen, der lange Jahre hindurch im Reichstage und Landtage ein bewährter und beliebter Redner gewesen war und über den man vor allen Dingen so oft herzlich gelacht hatte. Fast scheint es nun, als solle er nur als Humorist im Gedächtnis der meisten haften, als der Mann, den das zum geflügelten Worte gewordene „Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt" berühmt gemacht hat. Vom „Biermeyer" und „Bierredner" las man in den Nachrufen, und zuweilen klang es, als hielten sie ihn für einen lustigen Spaßmacher mit einer starken feuchtfröhlichen Note. Eine arge Verkennung und eine noch ärgere Unterschätzung!

Ein Parteiführer ist Alexander Meyer allerdings nie gewesen, obgleich er das geistige Rüstzeug dazu in einem ganz seltenen Maße besessen hätte. Dieser „Biermeyer" war einer der gebildetsten und kenntnisreichsten Menschen, die mir in unserm öffentlichen Leben begegnet sind. Ich habe die bedeutenden Politiker der letzten dreißig Jahre wohl so ziemlich alle persönlich gekannt und weiß sie zu schätzen. Es hat keinen Zweck, Namen zu nennen und zu vergleichen. Auf einzelnen Spezialgebieten mag der eine oder andere hervorragender gewesen sein; in der Summe des Gesamtwissens, in der Vielseitigkeit gediegener Bildung und in geistiger Schärfe und Klarheit hat keiner Alexander Meyer übertroffen; nur wenige sind ihm gleichgekommen. Er muß schon als Knabe genial veranlagt

gewesen sein. Aus einem lustigen Gespräch entnehme ich's, in dem einst er und Karl Frenzel sich neckend von ihrer Jugend erzählten; beide Berliner Kinder aus einer Zeit, wo diese in dem Teil der Leipzigerstraße, dort, wo jetzt das Leben der Weltstadt am stärksten flutet, wo das größte Warenhaus und das neue Herrenhaus sich gegenüberstehen, auf dem Trottoir Murmel gespielt haben. Jurist dem Studium nach, kurze Zeit auch Richter, kam Meyer in den sechziger Jahren durch persönliche Berührung mit den liberalen Führern der Freihandelslehre in die Volkswirtschaft, wurde Handelskammersekretär, Zeitungsredakteur, Journalist und machte als Parlamentarier mit seinen nächsten Freunden den Weg von der nationalliberalen Partei zur Sezession, von dieser zur deutsch-freisinnigen Partei und zur freisinnigen Vereinigung mit. Auf diesem Lebensweg hat er sich offenbar schon früh, aber als einer, der nie aufhört, aus allen Quellen zu schöpfen, ein ganz außerordentliches Wissen erworben. Er war ein tüchtiger Jurist, ein Kenner des öffentlichen Rechts, ein gründlicher Nationalökonom, reich an kulturhistorischem Wissen, ein Literaturfreund von seltener Belesenheit, ganz besonders ein Goethekenner, den selbst die zünftigen Meister des Fachs als einen Ebenbürtigen schätzten, dazu noch ein — Mathematiker. Er hat noch als Abgeordneter zuweilen bei Weierstraß im Kolleg gesessen, und wenn man ihn während langweiliger Parlamentssitzungen schreiben sah, dann waren es Probleme der Zahlentheorie, mit denen er sich beschäftigte. Mit solcher Ausrüstung und dazu mit der glücklichen Kunst der freien Rede und des leichten logischen Aufbaues bestreiten viele ein hohes Amt, einen Lehrberuf und schon mit einem Teil davon eine politische Führerrolle. Nach einer solchen war aber sein Wesen und sein Charakter gar nicht gerichtet. Alexander Meyer war ohne jeden Ehrgeiz und ohne die Energie, die nach festen Zielen geht. Er war das Gegenteil eines Strebers, nicht nur im öffentlichen, auch in der Gestaltung seines privaten Lebens; ein Feind des Pathos und der Feierlichkeit — was ein echt märkischer und berlinischer Zug ist; im Grunde eine feinfühlige,

schamhafte Natur. Dazu paßt auch, daß kein Bild des behäbigen korpulenten Mannes mit dem mächtigen Kopf und dem wirren Haupthaar und dem immer etwas nachlässig behandelten Aeußeren existiert. Er hat sich konsequent dem Apparat des Photographen entzogen, ein Unikum in einer Zeit, in der blindwütig vom Potentaten und Bankräuber bis zum bescheidensten Homosexuellen alles porträtiert wird. In einem einzigen Parlamentsalmanach steht unter einem Porträt sein Name. Das ist aber ein Irrtum. Das Bild ist das eines anderen der vielen parlamentarischen Meyer. Auch als Jubilar hat er sich nie feiern lassen, obgleich es an Anlaß dazu gewiß nicht gefehlt hätte. Ein feiner geistiger Genießer war er, der auch gern und behaglich, mit einem leisen Zug ins Lehrhafte mitteilte, aber ohne den Drang und den Ehrgeiz zur Produktion im großen: ein Journalist und Parlamentarier. Als solcher hat er in ungezählten Reden und Zeitungsartikeln, in Aufsätzen und Feuilletons als ein „Semper paratus" einen großen Schatz von Geist und Wissen in kleinen, aber gehaltvollen Münzen ausgeprägt. Es gab wenige Gebiete, auf denen er nicht aus eigenem schöpfend schreiben und sprechen konnte. Gesammelt wäre es ein Reichtum, aber die Leistungen des Journalisten und Parlamentsredners verweht der Tag.

Und nun sein vielgepriesener Humor, dessen Ruf allein ihn zu überleben scheint: der war echt, entsprang seinem innersten Wesen, war aus Gemüt und Geist geboren, kein künstlich präpariertes Produkt, war ihm selbst Freude und Bedürfnis, zuweilen auch das klug gehandhabte Mittel, um dem Hörer trockene Materien und streng logisch aufgebaute Gedankengänge schmackhaft und verständlich zu machen. Das viel zitierte, jubelnd aufgenommene und sogar besungene „Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt" ist ein Beispiel dafür. Das war keine witzig knapp formulierte Aufforderung zu fröhlichem Zechen, etwa mit der Fortsetzung „Drum Brüderchen, ergo bibamus", wie man es allgemein aufzufassen scheint. Es handelte sich um eine Schanksteuer im

preußischen Abgeordnetenhause 1880, eine Steuer auf den Vertrieb geistiger Getränke. Die Linke wollte sie auf den Branntwein beschränken, und Meyer führte aus, daß man den Branntwein nur an der Schankstätte steuerlich fassen könne, denn an der Produktionsstätte lasse sich der Trink-Branntwein nicht von dem zu anderen Zwecken bestimmten unterscheiden. Spiritus werde zu sehr vielen Zwecken verwandt, das Bier nur zum Trinken, und das drückte er kurz und scharf und, wie sich gezeigt hat, sehr packend mit den Worten aus: „Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt." Meyer hat mit seinem herzerfreuenden Humor, der immer aus reichem Geist und Wissen quoll, viele köstliche Reden wie diese „Bierrede" mit kluger Berechnung der Wirkung gehalten, Reden, die heute noch nachzulesen sich lohnt. Er hat auch diesen Humor und das berlinische Talent zum „Uzen" gelegentlich noch in anderer Form politisch verwertet. Als 1884 der Finanzminister Scholz dem Landtag ein Einkommensteuergesetz mit einer Kapitalrentensteuer vorlegte, trieben Nationalliberale und Freisinnige in der Kommission, in der das Gesetz auch glücklich stecken geblieben ist, eine sehr lustige, ihnen nicht nachweisbare Obstruktion. Unter der Führung von Hobrecht, Eynern, Alexander Meyer zogen sie die Kommissionsberatung endlos in die Länge, zum guten Teil dadurch, daß sie den Prof. Adolf Wagner, damals konservativer Abgeordneter, immer wieder zum gründlichen Vortrage seiner gelehrten Kenntnisse reizten. Es war köstlich, wie Alexander Meyer in scheinbar unstillbarem Wissensdrang und nicht zu befriedigender Gründlichkeit den eifrigen Gelehrten immer wieder mit der harmlosesten Miene veranlaßte, sein Wissen und sein Material über alle möglichen fremden Steuersysteme auszukramen. Der Konservative Rauchhaupt, der Vorsitzende der Kommission, klagte mir, als es schon zu Ende ging, ordentlich zornig: „Wir werden nicht fertig, unser guter Adolf Wagner spricht zu viel, und der Meyer verlangt noch immer mehr von ihm; ich glaube beinahe, der tut's absichtlich." Ach ja, er tat's absichtlich. Alexander Meyer wäre mit seinem Talent, schwierige und verwickelte Stoffe in

Wort oder Schrift einfach in kurzen Sätzen klar zu entwickeln, ein vorzüglicher Lehrer gewesen. Er hat auch einige Jahre lang im Auftrage der Aeltesten der Kaufmannschaft Vorlesungen über Fragen des Handels- und Wechselsrechts gehalten, als ein Theoretiker und Wissenschaftler, der immer an die Praxis und seine Kenntnis des wirtschaftlichen Lebens anknüpfte. Das war seine Art. Auf einem Spaziergang sprachen wir von einem bekannten Mann, einer literarisch-politischen Persönlichkeit, der in Berlin ein großes Haus machte und von dem es hieß, er sei am Bankerott. „Das glaube ich nicht", erwiderte Meyer. „Wer nur von seinem eigenen Vermögen und aus dem Ertrage seiner Arbeit lebt, der kann unter Umständen bankerott werden; denn diese beiden Quellen erschöpfen sich. Wer aber das Talent besitzt, von dem Vermögen aller anderen Menschen zu leben, der wird nie bankerott; denn das Geld aller anderen Menschen erschöpft sich nie." Und nun kam eine scheinbar plauderhafte Auseinandersetzung über Schuldenwirtschaft und Konkurse, über Wucher und Wuchergesetze, aus der mehr und leichter zu lernen war als aus manchem Kolleg. Die Art, wie Gustav Freytag in „Soll und Haben" die Bewucherung des Freiherrn von Rothsattel durch den Veitel Itzig schildert, pries Meyer damals als einen höchst instruktiven Schulfall für Bewucherung und Hypothekenschiebung. Und ich muß gestehen, die Hauptsache von dem, was ich davon weiß, stammt aus jener Unterhaltung. Ein Futter für Feinschmecker waren gelegentliche in Form von Plaudereien geschriebene kulturhistorische Aufsätze. „Die Teltower Rübe" hieß die eine. Sie schloß in lustigen Knittelversen mit einem Kochrezept. Aber was darin der auf sein Märkertum stolze Berliner über die unscheinbare, aber würzige und gehaltvolle Frucht des märkischen Sandes als eine Repräsentation märkischen Wesens plauderte, und wie er die Kunst Adolph Menzels mit der Teltower Rübe verglich, das war eine feine kulturhistorische Abhandlung.

Schade eigentlich um so viel Geist und Wissen, das sich in der Hauptsache nur journalistisch und parlamentarisch veraus-

gabt hat. Ich weiß nicht recht, wie ich mir Hochschulen für Journalisten oder die Journalistik an Hochschulen vorstellen soll, und vermute, daß für die Ausbildung praktischer Journalisten durch ein umschriebenes Fachstudium nicht viel herauskommen würde. Nur einen Lehrer für solche journalistische Hochschule hätte ich mir denken können, der alles dazu Notwendige mitbrachte, das Lehrtalent, das vielseitige Wissen, die schriftstellerische und rednerische Begabung: das war Alexander Meyer, kein Professor, ein Journalist.

Bülow.

15. Juli 1909.

Vor zwei oder drei Jahren war es, wenn ich nicht irre, vor der Auflösung des Reichstags im Dezember 1906, da erzählte erstaunt, wie über eine unerwartete Entdeckung, ein Staatswürdenträger, daß er in einer Unterredung mit dem Reichskanzler diesem eingeworfen habe: „Aber Durchlaucht, das sind ja ganz liberale Ideen" — und daß Bülow ihm lachend geantwortet habe: „Ja, Verehrtester, ich sterbe auch noch einmal als Liberaler und sogar die „Frankfurter Zeitung" wird mir einen anerkennenden Nekrolog schreiben müssen." Seitdem am Tage der parlamentarischen Exequien des vierten Kanzlers der staatsmännische Führer des Zentrums, der philosophisch geschulte Freiherr v. Hertling, wie als ein Resultat tiefgründiger Forschung verkündet hat, was doch längst so oberflächlich zutage lag wie Dernburgsche Diamanten, daß nämlich Bülow nicht nur aus Aerger über das Zentrum und um dessen Herrschaft zu brechen, den Reichstag aufgelöst hat, sondern um das Aufkommen eines liberalen Regimes im Reiche und in Preußen zu fördern, und seitdem der konservative Herrscher von Mehrheitsgnaden, Herr v. Heydebrand, bekannt hat, daß die Konservativen auch auf den ihnen rechtzeitig angedrohten Rücktritt Bülows hin Wünschen und Ansprüchen der Linken keine weiteren Opfer der Ueberzeugung mehr bringen wollten, seitdem ist es keine indiskrete Preisgebung eines Geheimnisses mehr, daß Bülow einstweilen als Liberaler zu sterben gedachte mit einem schönen Marterl in der „Frankfurter Zeitung", derselbe Bülow, der sich an der Festtafel konservativer Agrarier zu der Zeit, als er sie für die Verbesserung des schlechten Börsengesetzes zu gewinnen trachtete, als feiner Menschenkenner und kluger Menschenfänger ob seiner Verdienste um die Landwirtschaft als Leichenstein den eines agrarischen Reichskanzlers

erbeten hat. Also ein Liberaler war dieser Kanzler? Nein, ein konservativer Agrarier? Nur pedantische Kurzsichtigkeit kann solche Abstempelung verlangen und dogmengläubig einzelne doch nur nach Ort und Zeit und Zweck zu bewertende Aussprüche wie ein Bibelwort auszudeuten versuchen. Wir haben keinen parlamentarischen Minister, und so erstrebenswert die Einrichtung ist, wir können sie nicht haben, solange sich unsere Parteiverhältnisse nicht geändert haben. Bis dahin muß jeder Kanzler, wie der erste und größte es gemußt hat, mit wechselnden, mühsam unter Konzessionen und Kompromissen zusammengeholten Mehrheiten regieren. In der Politik entscheidet der Erfolg, ihn sieht die Welt, nach ihm beurteilt sie den leitenden Mann. Aber was in dem schließlich zustande gebrachten Erfolg von den ursprünglichen Absichten des Leitenden noch enthalten ist, was ihm mißglückt ist, auf wieviel Wünsche er hat verzichten müssen, das wissen nur wenige, das sieht die Oeffentlichkeit nicht. Nur ganz wenige kennen den Mann und den Menschen, und noch wenigere sind mit seinem Wesen und mit seinen Ansichten vertraut. Die große Mehrzahl kennt und beurteilt nur einen papiernen Reichskanzler, meist dargestellt auf dem Papier von Parteien, deren keiner er ganz genügen kann, oft genug sogar den Kanzler der Witzblätter und des mörderischen Stiftes der Karikaturenzeichner. Wer weiß denn, mit welchen Schwierigkeiten in den kompliziertesten Verhältnissen des Deutschen Reiches der Mann zu kämpfen hat, von dem man in ungeheurer Ueberschätzung seiner Macht alles verlangt und vieles erwartet! Zwischen dem Kaiser und den verbündeten Fürsten, zwischen einem Dutzend von Parteien, zwischen Parlamenten und Regierungen mit widerstrebenden Wünschen und Anschauungen muß er vermitteln, muß er sich durchwinden, wenn er nicht alle Jahre ein paar Mal die Flinte ins Korn werfen will.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt — Bülow selbst würde wahrscheinlich ein weniger abgebrauchtes Wort zitieren — schwankt beim Scheiden das Bild seines Charakters. Erklärlich, denn er hat keiner Partei angehört.

Dieser Sproß eines alten norddeutschen Adelsgeschlechtes, dessen Mutter aus einer bürgerlichen hanseatischen Patrizierfamilie stammte, und der schon als Knabe nach dem Frankfurt des Bundestages kam, hat sich durch eine nicht gewöhnliche Bildung und vor allem durch zwanzigjährigen diplomatischen Dienst im Auslande ein feines Weltbürgertum erworben, das ihn über die Vorurteile und engen Anschauungen seiner Kaste, auch der Besten aus ihr, hinaushebt. Das Verständnis für die historische Bedeutung des preußischen Adels, der noch immer der konservativen Partei das Gepräge gibt, fehlt ihm natürlich nicht, den Wert und die Aufgabe dieser Partei in der Gegenwart überschätzt er sogar. Aber ein Konservativer im politischen Parteisinne und im Standessinne war und ist er nicht. Als Staatsmann und als Menschen haben die echten Junker diesen Standesgenossen nie wie ein reines bodenständiges Gewächs angesehen. Das Agrariertum verdankt ihm viel, Reales — man könnte es in Zahlen ausdrücken — dem durch sie Gestürzten, und doch war dieser Kanzler kein Agrarier. Seinem ganzen Wesen ist die harte, materielle Selbstsucht fremd, die rücksichtslos die eigenen Interessen gegen das Allgemeinwohl und die Existenzbedingungen anderer Stände durchsetzt. Ein Freund der Landwirtschaft war er und wollte er sein, seine Schätzung der Bedeutung dieses Gewerbes im wachsenden Industriestaate war Ueberschätzung. Vor allen Dingen aber, als er, der diplomatisierende, mit den gegebenen Machtfaktoren rechnende ins Amt kam, sah er sich in Preußen und im Reiche einer kompakten agrarischen Mehrheit gegenüber, zu der damals noch außer der gesamten Rechten und dem Zentrum auch die Nationalliberalen gehörten, und der nur Freisinnige und Sozialdemokraten gegenüberstanden.

Mit dieser Mehrheit hat er rechnen müssen, in vielen Variationen, hat sie durch die Dezemberauflösung endlich gesprengt und ist schließlich der Vereinigung ihrer Kerntruppen jetzt erlegen. Das Joch der vom Bunde der Landwirte beeinflußten Agrarier und des durch das Agrariertum mit ihnen zur Mehrheit verbündeten Zentrums hat Bülow schon oft

drückend empfunden, als er es noch leicht und lächelnd zu tragen schien. Wie seine Vorgänger, wie Caprivi und Hohenlohe, hat er sich aus ohne weiteres verständlichen Gründen nach einer starken bürgerlichen Linken in unseren Parlamenten gesehnt, sie bei jeder Wahl zum Reichstage und Landtage mit ganz ehrlich gemeinten guten Wünschen, auch mit mancher kleinen Förderung im stillen begleitet. Schon vor den Blockwahlen, bis dahin immer vergeblich. Wer die Kämpfe um den letzten Zolltarif kennt, nicht nur die öffentlichen, auch die, die ihnen vorausgingen, der weiß, daß Bülow nicht als begeisterter Agrarier, sondern zögernd und mit starken Bedenken, von der Mehrheit gedrängt, den Weg bis zu Ende, bis zum Rechtsbruch des Kardorffschen Antrages gegangen ist.

In dem Frühjahre nach dem Zustandekommen des Zolltarifes sah er nach langer Unterbrechung zum ersten Male wieder einen liberalen Publizisten bei sich, mit dem er sich hin und wieder auszusprechen liebt, und der in den letzten Kämpfen um den Zolltarif nicht nur mit der Feder gegen ihn gestritten hatte. Diese Gegnerschaft hatte die alten persönlichen Beziehungen nicht zerstört, sie hatten aber geruht. Seine Vorurteilslosigkeit, seine Achtung vor fremder Meinung ist nämlich echt, ist nicht Mittel zum Zwecke, sondern ein schöner menschlicher Zug; er haßt und befeindet nie den Menschen im politischen Gegner, ganz ungleich seinem größten Vorgänger.

„Wir beide," so schrieb er einst als Antwort auf eine lustige, mit kleinen politischen Spitzen über die eben erworbenen Marianen- und Karolinen-Inseln durchsetzte Gratulation, „gehören zu den kultivierten Mitteleuropäern, deren persönliche Wertschätzung durch politische Meinungsverschiedenheiten nicht beeinträchtigt wird; l'un préfère la blonde, l'autre la brune!" „Ich weiß" — so begann er in jener Unterhaltung —, „Sie haben gewünscht, daß ich mit dem Zolltarif scheiterte, und haben sich redlich darum bemüht. Sie wünschten mir eine Niederlage, die zu meiner Erziehung dienen sollte."

„Ganz richtig, es schadet nichts, daß Minister M. Ihnen das erzählt hat; ich hätte gewünscht, daß Sie sich durch eine Niederlage beim Zolltarif überzeugten, daß mit den extremen Agrariern auf die Dauer kein Staatsmann auskommen kann. Ich hätte gewünscht, daß Sie dann vor den Reichstag getreten wären und hätten sagen können: „Ich habe das Meinige getan; am Widerstande der Konservativen und des Bundes der Landwirte ist der Zolltarif gescheitert, ich werde nun sehen, die bestehenden Handelsverträge zu verlängern oder auf Grund des alten Zolltarifs neue zu machen."

„Sie mögen recht haben, vielleicht wäre es gut, wenn es so gekommen wäre, und jedenfalls wäre mir jetzt wohler! Die Handelsverträge werden ein schweres Stück Arbeit werden. Es hat aber nicht nur an der numerischen Schwäche der antiagrarischen Linken gelegen, daß es anders gekommen ist, sondern ich konnte nicht zulassen wegen der allgemeinen politischen Folgen, die daraus entstanden wären, und wegen des Eindruckes nach oben, daß die große Mehrheit des Reichstags und der Zolltarif an der Obstruktion der Sozialdemokraten scheiterte. Das war der letzte Grund, der mich bewogen hat, wahrhaftig nicht leichten Herzens meine Zustimmung zum Kardorffschen Antrage zu geben."

Was er dann weiter in jener Unterhaltung sagte, das lief auf den in späteren Reden sich wiederfindenden Gedanken hinaus, daß alle nach seiner Meinung irgendwie berechtigten Forderungen der Konservativen und Agrarier mit dem Zolltarif und den auf ihm beruhenden Handelsverträgen reichlich erfüllt seien, und wie er nun daran denke und hoffe, daß die Konservativen im Reiche und in Preußen alten berechtigten Wünschen und Forderungen der Liberalen, des in Handel und Industrie für das Staatswohl bedeutsame Machtmittel schaffenden Bürgertums leichter entgegenkommen würden. Es war damals schon der Grundgedanke dessen, was man später auf den unglücklich gewählten Namen „Blockpolitik" getauft hat. Er wollte als vorausschauender Politiker einer für die Zukunft drohenden

radikalen Auseinandersetzung zwischen den politischen und wirtschaftlichen Ansprüchen des konservativen Agrariertums und des seinem ganzen Wesen nach liberalen Bürgertums vorbeugen, durch allmählichen Ausgleich „die Anbahnung eines liberalen Regimes im Reich und in Preußen fördern", wie Freiherr v. Hertling es jüngst ausgedrückt und es den, auch schon ohne diese freundliche Warnung von der Geburtsstunde des Blocks an genügend mißtrauischen Konservativen denunziert hat. Das ist zuviel gesagt! Zu dem liberalen Regime wäre Bülow trotz seiner modernen Ansichten und Einsichten doch wohl nicht liberal genug gewesen. Aber dem Liberalismus die berechtigte Geltung verschaffen im öffentlichen Leben, ihn nicht ausschalten lassen durch eine konservativ-klerikale Mehrheit, das wollte er, dafür hat er sich eingesetzt, eine Zeitlang nicht ohne Erfolg. Was war denn diese viel geschmähte und gepriesene, unterschätzte und überschätzte Blockpolitik anders als das Bestreben, die Linke zu Mitarbeit und zu Einfluß, die Konservativen zu verständigem Nachgeben zu bringen? Die Rechte war in der Macht und im Besitz, die Linke hatte garnichts zu geben. Am Widerstande der Konservativen gegen eine bescheidene Forderung sozialer und steuerlicher Gerechtigkeit im Reiche und gegen das — ach, wie mühsam durchgesetzte — Versprechen einer Reform des preußischen Wahlrechts ist Bülow gescheitert. Nicht als Liberaler ist er gestorben, wohl aber für liberale Anschauungen und Grundsätze, für die er sich eingesetzt hatte. Er ist der erste Kanzler und Minister, der seinen Rücktritt nicht hinter Gesundheitsrücksichten verschleiert, sondern unmittelbar und offen erklärt, daß er einer parlamentarischen Mehrheit weicht, dem Votum der Konservativen, das die weitere Mitwirkung der Liberalen ausschloß. Das war die Entwicklung, die er nicht mitmachen konnte und wollte; die Vertrauensfrage hat er gestellt wie ein parlamentarischer Minister, und wie ein solcher ist er gestürzt worden. Ich dächte, das sollte ihm nicht vergessen sein, und dieser Ausgang seiner Laufbahn sollte manches frühere Urteil korrigieren, auch das Urteil derer, die objektiv nur den Staatsmann

sehen, nicht befangen durch die freundschaftliche Schätzung des liebenswürdigen Menschen.

Daß er das ist, leugnen selbst scharfe politische Gegner nicht und betonen es zuweilen wie einen Gegensatz zu ernstem, patriotischem Staatsmanntum, als ob der Kanzler des Deutschen Reiches nach dem Muster des ersten im Kerne seines Wesens ein donnernder und blitzschleudernder Heros sein müßte. Kürassierstiefel und Lackschuhe, die Ulmer Dogge und der gelehrige Pudel, das waren die beliebten äußeren Attribute zur Kennzeichnung wesenhafter Gegensätze. Wozu der Vergleich, zumal da er schwer werden würde, wenn man Bismarcks berühmtes Talent der Causerie mit der ähnlichen glänzenden Begabung dieses seines Nachfolgers messen wollte. Ich kenne berühmte Meister dieser selten gewordenen freundlichen Kunst, keinen glänzenderen als den vierten Kanzler, der auch als Redner im Parlament und bei anderen politischen Anlässen durch Form und Inhalt sehr hohen Ansprüchen gerecht wird. Die Gabe ist ihm angeboren und durch eine umfassende, tiefgehende, nicht etwa durch irgendeinen Büchmann vorgetäuschte Bildung erweitert und befestigt. Er hat ein erstaunliches Gedächtnis, er scheint einer von denen zu sein, bei denen alles festsitzt, was sie einmal gelesen haben. Vor Jahren hat ihn Gustav Schmoller in einem Aufsatz einen der gebildetsten und belesensten Deutschen der Gegenwart genannt; es wird dem kompetenten Beurteiler keiner widersprechen, der Bülow näher kennt, und der den Reiz der sogenannten intimen — nebenbei bemerkt, fast immer recht unpolitischen — Diners und der ihnen folgenden Unterhaltung genossen hat. Anregende Stunden, in denen Gelehrte wie Adolf Harnack, Schmoller, der Philosoph Dilthey, Schriftsteller wie der Baron Berger, der Essays und Feuilletons nicht nur schreibt, sondern auch spricht, einer oder der andere feine Hofmann alter Schule, weltkluge Leiter großer Finanzinstitute des In- und Auslandes, sehr selten Parlamentarier sich um den Kanzler und die Fürstin versammelten, die weit in das Geistesleben und in die Kunst ihrer zweiten Heimat eingedrungen ist. Das vornehme Haus mit seiner nach früheren

Berliner Begriffen ganz ungewöhnlich weiten und vorurteilslosen Gastlichkeit wird überhaupt unvergessen bleiben. Es hat ein seltenes Stück geistiger Kultur in ihm gewaltet und künstlerische Anmut, zumal an den Abenden, an denen die für Musik begeisterte, sie selbst glänzend ausübende Fürstin sich vor oder nach Tisch einem Gast zuliebe, weniger zur Freude des ganz unmusikalischen Herrn des Hauses, ans Klavier setzte und mit dem Meister Sapelnikoff vierhändig spielte oder einen andern Freund des Hauses zum Gesange begleitete.

Vor Jahren habe ich einmal an dieser Stelle geschrieben, daß Bülow die angeborene Liebenswürdigkeit und das Talent, Menschen zu gewinnen, zu bewußter Technik und hoher Kunst ausgebildet und in den Dienst der Politik gestellt habe. Die späteren Jahre haben mir das bestätigt. Sie haben reichlich Gelegenheit geboten zu beobachten, mit welch unheimlichem, mit der Zeit allerdings auch zuweilen versagendem Erfolge sich dieser charmante Menschenfänger Personen sehr verschiedener Art zu gewinnen wußte. Zuweilen war es lustig, zuweilen tragikomisch, zuweilen auch verstimmend, die Wirkung dieser bestrickenden Kunst zu sehen. Eine unheimliche Gabe, ein zwiespältiges Geschenk ist sie, denn sie verwischt die Unterscheidung zwischen der Liebenswürdigkeit des Herzens und der berechneten Captivierung und macht kluge, der Eitelkeit nicht ausgesetzte Menschen zweifelnd und mißtrauisch. Vieles von Bülows berühmter Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ist sicher echt, entspricht der Urbanität seines Wesens, vollständiger Vorurteilslosigkeit und ebenso vollständigem Freisein von Verfolgungs- und Rachsucht. Es wird wenige Menschen in unserem öffentlichen Leben geben, die so viel Verständnis und Würdigung für das Wesen und die Motive des Gegners, soviel von dem tout comprendre c'est tout pardonner und soviel menschliche Teilnahme selbst für scharfe Widersacher haben. Schöne Eigenschaften der Persönlichkeit, fast Fehler für den Politiker. Er hat nicht nur als Kanzler in den ersten Jahren — und es war damals nicht leicht — die alten Ideen von Verfolgungsgesetzen gegen die Sozialdemokratie endgültig beseitigt, er hat

auch in manchen Fällen zu Gunsten verfolgter Sozialisten interveniert, er hat vor Jahren — es war vor der russischen Revolution — auf Anregung eines Dritten hin ohne weiteres dafür gesorgt, daß die beschlagnahmten Papiere, Abonnenten- und Mitarbeiterlisten eines damals in Deutschland lebenden russischen radikalen Publizisten nicht in die Hände der russischen Polizei kamen. Das erschien ihm einfach als Pflicht des anständigen Mannes. Er kannte merkwürdig genau die Lebensschicksale mancher unserer Sozialdemokraten, sprach im Falle von Krankheit und Tod mit ganz aufrichtiger Teilnahme von ihnen und mit objektivem Urteil, unter Umständen, wo jede Nebenabsicht ausgeschlossen war. Besonders hatte er einen ehrlichen Respekt vor jedem, der sich aus trauriger Jugend und dürftigen Verhältnissen zu Kenntnissen und einer Stellung im öffentlichen Leben emporgearbeitet hatte. Das alles ist echt an ihm. Daß er aber daneben durch die planvoll geübte Kunst diplomatischer, liebenswürdiger Menschenfängerei viele für sich gewonnen und durch diese Mittel den Ausweg aus manchen Schwierigkeiten und die Bahn zu parlamentarischen Erfolgen bereitet hat, ist unzweifelhaft. Ist es ein Vorwurf? Die Politik ist ein Geschäft, in dem sehr verschiedenartige Mittel gelten. Wenn man zuweilen über den Charmeur und Causeur und seine leichtherzige Art der politischen Technik klagen hörte, mußte man an die bekannte Prozeßverhandlung denken, in der der Vorsitzende des Gerichtes das vergewaltigte Mädchen fragt: „Warum haben Sie sich denn nicht gewehrt, und warum haben Sie nicht geschrien, als der Kerl Sie zwang — es waren doch Leute in der Nähe?" — „Ach Herr Präsident, er war so nett, und ich mußte so über ihn lachen."

Es ist schwer, aus den sich widersprechenden einzelnen Zügen eines Mannes, der selber ein kluger Menschenkenner ist, das richtige Gesamtbild der Persönlichkeit zu gewinnen, schwer auch für den, der ihn nicht nur aus seinem öffentlichen Wirken kennt. Das vielbetonte Charmeurtum, die leichte liebenswürdige, auch in schwierigen Lagen scheinbar unbesorgte selbstzufriedene Art, sich zu geben, kennzeichnen sicher nicht den

Kern seines Wesens. Er ist mehr als der Mann mit den freundlichen Augen, als den man ihn in Bild und Schrift dargestellt hat. Damit ließe sich auch eine neunjährige Kanzlerschaft unter vielen Kämpfen und Schwierigkeiten innerer und äußerer Art und mit doch sehr ansehnlichen Erfolgen nicht bestreiten. Ich glaube, er hat viel, viel mehr stille Selbstbeherrschung, als die meisten ahnen, ist kühler und berechnender und im gegebenen Moment viel härter, als sein äußeres Wesen vermuten läßt. Das landläufige Bild stimmt ja auch nicht zu dem Manne, der einen Miquel kurzerhand beseitigt, Posadowsky und Studt, als er es für seine Blockpolitik für nötig hielt, geradezu rücksichtslos entfernt hat, der den Reichstag aufgelöst und den Kampf gegen das Zentrum aufgenommen hat, und der, was vielleicht das schwerste war, in den Novembertagen mit seinem Kaiser um das persönliche Regiment gerungen hat. Auch wer ihn in schwerer Stunde gesehen hat, als es sich in Algeciras um Biegen oder Brechen handelte, der nahm den Eindruck eines ernsten und kühlen, nur die Interessen des Reiches, keine persönlichen, abwägenden Staatsmannes mit sich.

Er hat sein Amt geführt wie ein Grandseigneur, auch mit dem heitern Glanz und dem nicht geringen Ruhmbedürfnis eines solchen; vielleicht manchmal zuviel Grandseigneur. Er hat regiert wie ein Fürst, mit einigen vertrauten, ergebenen, der Oeffentlichkeit wenig bekannten, oft verkannten, klugen Beratern. Vielen Einzelheiten, auch wichtigen, stand er fremd gegenüber; mancher fleißige Parlamentarier war entsetzt über die Unkenntnis des leitenden Mannes. Nur die großen Züge, die parlamentarisch-taktische Situation beherrschte er; in einem Examen über die Intimitäten der Branntweinbesteuerung fiele er wahrscheinlich heute noch durch, wie nebenbei bemerkt neunzig Prozent der verehrten Volksvertreter, die jüngst über dieses Gesetz abgestimmt haben. Vielleicht kann's nicht anders sein, denn das Amt des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten reicht, wenn man es beamtenmäßig auffassen und ausüben will, über die Kräfte eines einzelnen Menschen hinaus. Hat Bis-

marck doch versichert, daß er die Maigesetze nie gelesen habe, und hat die ganze Verantwortung für die sozialpolitische Gesetzgebung auf Herrn von Bötticher geschoben.

Vielleicht ist Bülow vorläufig der letzte Kanzler alten Stils: nur leitender Herr, mit einer persönlichen Stellung, die ganz vergessen ließ, daß jeder der wechselnden Herren Minister eigentlich sein gleichberechtigter Kollege war. Vielleicht wird sein Nachfolger oder werden seine Nachfolger mehr fleißige Beamte sein und wird das Amt des Reichskanzlers das werden, was es nach der Verfassung nur ist und sein soll. Das kann umso eher der Fall sein, wenn der Nachfolger, dem das wichtige Gebiet der auswärtigen Politik fremd ist, dessen Leitung dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes überläßt. Dann muß der Vaterlandsfreund wünschen, daß dieser Staatssekretär stets nicht nur ein erfahrener und kluger Diplomat, sondern außerdem ein — Mann sei. Es ist im Innern kaum mehr viel zu verderben, man sollte meinen, es könnte nur besser werden. Im Aeußeren steht unter Umständen mehr auf dem Spiel. Ein gerechtes Urteil über die Führung der auswärtigen Politik ist nur wenigen möglich, die öffentliche Meinung täuscht sich darüber oft. Auch diejenigen aber, die sich noch vor Jahren in Kritik und oft unmännlichen Klagen über Einkreisung, Isolierung und Bedrohung des Deutschen Reiches nicht genug tun konnten, werden durch den Verlauf der letzten Jahre, seitdem schlimme Inventarstücke der Holsteinschen Erbschaft liquidiert worden sind, nicht nur durch den Rückzug aus der verfahrenen Marokkopolitik doch wohl den Eindruck und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß unsere auswärtige Politik unter Bülow in guten Händen gelegen hat. Es jammert niemand mehr über Isolierung, und es liegt kein Grund mehr vor, die Bündnisse und Ententen anderer zu bewundern und zu fürchten. Es läßt sich über manche dieser Dinge nicht offen sprechen, aber andeuten möchte ich doch, daß meines Wissens der scheidende Kanzler seit geraumer Zeit unter manchen Reibungen und Widerständen zum Zwecke der Ordnung unserer Beziehungen zu England auf einem Wege war, von dem nur zu wünschen

ist, daß sein Nachfolger ihn mit Erfolg fortsetze. Und schließlich noch eins. Es hängt mit der Führung der auswärtigen Politik zusammen und ist für das schwere Amt eines Kanzlers unter Wilhelm II. wohl überhaupt das wichtigste: das Verhältnis des Kanzlers zum Kaiser. Wenn in den letzten Jahren kluge Politiker und kundige Männer, auch königstreue, hochgestellte Herren, die von dem Kaiser als ihrem kaiserlichen Herrn sprechen, in patriotischen Sorgen zusammentrafen, dann ist mehr als einmal, sobald einer oder der andere über einzelne Fehler und Mängel Bülows sprach, aus dem Munde derer, die es wissen müssen, das Wort gefallen: Das alles schadet nichts; sein Verdienst und seine Bedeutung bleibt, daß er zwölf Jahre mit dem Kaiser ausgekommen ist und dessen nicht leicht zu behandelndes Wesen wie kein zweiter versteht. Ein Künstler, ein Spezialist für Wilhelm II., so lautete das Urteil vor den berühmten Novembertagen, und so hat es erst recht nach diesen Tagen gelautet. Keiner kennt den Kaiser so genau wie Bülow in allen seinen geistigen Vorzügen, aber auch in den für einen Herrscher bedenklichen Seiten seines Temperaments und Charakters. Er hat Schwierigkeiten mit ihm durchgemacht, die durchaus nicht alle öffentlich bekannt sind. Er sprach auch im vertrautesten Kreise zurückhaltend darüber und hat mit Freuden und mit Ueberzeugung alles hervorgehoben, was an reicher Begabung und schönen Zügen im Kaiser liegt. Ich habe stets den Eindruck gehabt, er liebt ihn, wie man einen liebt, der auch Sorgen macht, wie ein Freund oder ein guter Arzt, der sich im richtigen Augenblick der Pflicht nicht entzieht, eine bittere Medizin zu reichen und eine Enthaltungskur durchzusetzen, und darum bin ich auch überzeugt, er hat das, was er in den Novembertagen und nachher getan hat und geschehen ließ — es mag anfechtbar in manchen Einzelheiten sein — in der sicheren Kenntnis und in der festen Ueberzeugung getan, daß es zum Wohle des Landes und des Monarchen nötig sei. Dafür spricht die Tatsache, daß die, die dem Kaiser am allernächsten stehen, damals und später den Kanzler unterstützt haben, und daß ehrliche, kluge, dem Kaiser ergebene Männer

der Meinung sind: es mußte sein, und es muß so bleiben! Ob es so bleiben wird? Das ist eine der schwerwiegenden Fragen, die sich an die Person des nächsten Kanzlers knüpfen. Der Kaiser scheidet von Bülow in guter Freundschaft, er hätte ihn gern gehalten. Ob er ihn einst noch zurückruft, ob er auf den Rat des Erprobten und Vertrautesten gelegentlich rekurrieren wird? Ob dieser selbst es wünscht, ob er einem Rufe folgen würde? Wer weiß es? Vederemo!

Albert Träger.

27. März 1912.

Der deutsche Reichstag hat seinen Alterspräsidenten, die Fortschrittliche Volkspartei ihren Senior verloren. In den ersten Nachmittagsstunden, kurz vor 3 Uhr ist Albert Träger in einem Sanatorium im Grunewald gestorben, in das er sich vor wenigen Tagen erst begeben hatte, nur zu dem Zweck, der Unruhe des bevorstehenden Umzuges in ein neues eigenes Haus zu entgehen. Träger ist an der Krankheit des Alters, an Herzschwäche gestorben, ohne daß er eigentlich vorher krank und bettlägerig gewesen ist. Die Herzbeschwerden hatten sich in den letzten Wochen zuweilen stark fühlbar gemacht, er war an das Zimmer gefesselt, aber er hat bis zuletzt Besuche empfangen, ein aufrechter Mann, der sich des nahen Endes bewußt war und auch darüber mit feinem elegischen Humor sprach. Er hatte gestern noch einen recht guten Tag, heute Vormittag trat starke Atemnot ein und nach kurzem Todeskampf ist er im Beisein seiner Kinder und seines Schwiegersohnes, mit denen er in liebevoller häuslicher Gemeinschaft lebte, sanft entschlafen.

Ein Politiker von Geist und Charakterfestigkeit, ein bekenntnistreuer Demokrat, ein Vorkämpfer des Liberalismus aus jener Zeit, in der sich dieser Begriff mehr als jetzt in dem Ideal der persönlichen Freiheit konzentrierte, ein Sänger und ein Dichter, der Jahrzehnte hindurch durch die politische Lyrik als Sänger der damals auf ihrem Höhepunkt als Blatt des Bürgertums stehenden „Gartenlaube" großen Einfluß ausgeübt hat, und ein edler liebenswürdiger Mensch, ein vortrefflicher Freund, ein Mann von hoher Kunst der Rede, ein Frauenlob in

festlichem Kreise, ist mit Albert Träger dahingegangen. Was heute der Präsident Kämpf im Reichstage ihm nachrief, daß dieser verehrte Mann zwar politische Gegner, aber nie einen persönlichen Feind gehabt hat, das ist richtig. Er war auch in den Zeiten scharf zugespitzter, nervös gereizter politischer Gegnerschaften einer der wenigen noch, die in der Vertretung entschiedener Anschauungen doch nie die Formen des geistig hochstehenden Mannes verletzten. Das entsprang seiner ganzen vornehmen Gesinnung und er wurde dabei unterstützt von der auch seltener werdenden Gabe eines sehr feinen echten Humors. Es hat ihn jeder gern gehabt, der seiner Sitten Freundlichkeit erfahren. Und als er vor wenigen Wochen als Alterspräsident die Geschäfte des Reichstags leitete, da war's ein intimer Genuß, zu sehen, wie dieser liebe, feine, vornehme alte Herr es verstand, sogar die formelmäßigen Funktionen des Alterspräsidenten humoristisch zu veredeln. Der Reichstag hat ihn gern gehabt, diesen Alterspräsidenten, und in allen Parteien trauert man ihm ehrlich nach. Albert Träger hat ein glückliches Leben bis in die letzten Tage geführt, glücklich durch die Liebe zweier Töchter und deren Gatten und der Enkelkinder, glücklich und erfolgreich in seinem Beruf, dem des Anwalts. Denn dieser Politiker und Parlamentarier und Dichter und kunstsinnige Mann war ein vielbeschäftigter Anwalt und Notar, ungewöhnlich fleißig und gewissenhaft, ein forensischer Verteidiger allerersten Ranges, eine Zierde des Anwaltstandes, glücklich auch als Politiker und Volksvertreter, denn er ist seinen Idealen und ihm sind seine Wähler treu geblieben. In den Bauernstuben des Kreises Varel-Jever hängt das Bild des beliebten Vertreters. Und glücklich als Dichter, der ins Volk gedrungen ist, als ein später Romantiker, der ein weiches liebebedürftiges Herz schämig hinter Ironie versteckte. Es vervollständigt den romantischen Zug im Bilde des Menschen und Künstlers, daß er ohne jede konfessionelle Engherzigkeit ein gottgläubiger Christ war, ein Protestant, in dessen Zimmer aber ein schönes Muttergottesbild und auch eine ewige Lampe nicht fehlten.

Als heute der Präsident im Reichstag mit einer Stimme, die mit Tränen kämpfte, Trägers Tod in kurzem Nachruf mitgeteilt hatte, ging Herr v. Normann, der Führer der Konservativen, zu den Freisinnigen herüber und kondolierte Herrn Fischbeck, und Graf Praschma sprach dem Präsidenten Kämpf das Beileid des Zentrums aus. Ein Mann ist gestorben, der mit Recht viel Liebe und Verehrung genossen hat. Die ihm als Freunde näher standen, betrauern den Verlust des besten Genossen und einer reinen Seele.

Ein Journalist.

26. November 1913.

In Arthur v. Huhn, dem langjährigen politischen Vertreter der „Kölnischen Zeitung" in Berlin, der, bis vor kurzem noch ein stattlicher, aufrechter, seine 62 Jahre leicht tragender Mann, gestern abend einem schnell aufgetretenen und rapid verlaufenen Krebsleiden erlegen ist, hat die deutsche Journalistik ein Mitglied von nicht gewöhnlichen Eigenschaften verloren, das durch seine Persönlichkeit und durch die Art seiner politischen und publizistischen Betätigung dem Berufe zur Ehre gereicht hat. Nicht einen von denen, deren Namen der großen Menge der Zeitungsleser bekannt sind: Huhn hat als ein kluger, nüchterner Tatsachenmensch auf Glanz des Stiles — und — um so zu sagen — auf die rhetorische und deklamatorische Seite der politischen Betätigung weniger Wert gelegt, aber durch seine Persönlichkeit und durch die Erfahrungen, das Vertrauen und die Verbindungen, die ihm in langer publizistischer Laufbahn erwachsen waren, hat er zu den nicht vielen gehört, die über die Wirkung ihrer Feder hinaus in der Stille, in der Vieles und Wichtiges in der Politik sich abspielt, nicht unbeträchtlichen Einfluß ausüben.

Huhn war Livländer von Geburt, Schlesier von Erziehung, ging als Fähnrich in den deutsch-französischen Krieg und in den dann folgenden Friedensjahren kam dem jungen Dragoner-Leutnant, der übrigens über eine abgeschlossene Gymnasialbildung verfügte, das Buch des berühmtesten und vorbildlichen aller Kriegskorrespondenten, des ehemaligen englischen Dragoners Archibald Forbes, in die Hände, in dem dieser seine Laufbahn beschrieb. Das ist für Huhn entscheidend geworden. Er erbat und erhielt bei Beginn des russisch-türkischen Krieges 1877 einen langen Urlaub. Sein damaliger Oberst — der alte Herr lebt noch als pensionierter General — schoß ihm 600 Taler

vor und mit einigen Empfehlungen und der etwas vagen Aussicht, für die „Kölnische Zeitung" schreiben zu dürfen, ging er ins russische Lager. Dort hat sein journalistisches Talent und seine kluge und energische Art, die Dinge anzupacken, ihm schnell zu einer Position bei der genannten Zeitung verholfen. Der Zufall wollte, daß er mit seinem Vorbild Archibald Forbes zusammentraf und in enger Gemeinschaft monatelang vor Plewna und vor dem Schipka-Paß lag; sie beide haben abwechselnd eine um die andere Winternacht ihre Depeschen auf langen Ritten mit Relaispferden nach der nächsten sicheren rumänischen Telegraphenstation befördert. Huhn ist dann als Korrespondent jahrelang auf dem Balkan geblieben, in der Hauptsache in Sofia, hat aber auch die anderen Länder, auch die Türkei, kennengelernt. Er war eng befreundet mit Alexander von Battenberg, dem Fürsten von Bulgarien, und hat diesen 1885 in den serbisch-bulgarischen Krieg und in die Schlacht von Sliwnitza begleitet. Das waren bewegte und interessante Lehrjahre, ihr Ergebnis u. a. zwei Bücher: „Ueber den nationalen Einheitskampf der Bulgaren" und „Aus bulgarischer Sturmzeit". Ein guter Kenner dieses Landes ist Huhn auf Grund alter Freundschaften und enger Verbindungen jederzeit geblieben. Er war im Herbst vorigen Jahres, damals journalistisch nicht mehr tätig, einer der wenigen, die mit absoluter Sicherheit nicht nur den Krieg auf dem Balkan zu einer Zeit voraussagten, wo man in manchen Kabinetten noch glaubte, daß er verhindert werden könnte, sondern auch das rücksichtslose Draufgängertum und den schnellen Siegeslauf der bulgarischen Armee, der aber — ich muß heute daran denken — mit einer erstaunlichen Kenntnis der Psychologie dieses Volkes und seiner leitenden Persönlichkeiten auch vorausgesagt hat, daß die Bulgaren nach Niederwerfung der Türken, wenn es um die Teilung der Beute gehe, kaltblütig gegen ihre Verbündeten bis zum äußersten vorgehen würden. Der Balkanzeit folgte eine kurze redaktionelle Tätigkeit. Dann war Huhn jahrelang Vertreter seines Blattes in Paris und als sein Hauptkorrespondent siedelte er dann vor ungefähr zwanzig Jahren nach Berlin

über und ist auf diesem Posten geblieben, bis er sich vor einem Jahre zurückzog und sich auf die Vertrauensstellung eines politischen Beraters des „Norddeutschen Lloyd" beschränkte.

Dieser Lebensgang und größere Reisen, die ihn nach Nordafrika, auch nach China und Japan geführt haben, hatten diesem klugen, weltgewandten und charaktervollen Manne eine Summe von Erfahrungen und von Bekanntschaften, engen Beziehungen und Freundschaften aus allen Ständen eingetragen, die gewissermaßen das Kapital des politischen Journalisten bilden, über die aber in der deutschen Publizistik wenige verfügen. Einer von den nicht vielen, die nicht als Zaungäste den Gang der öffentlichen Dinge verfolgen und beurteilen, sondern als Zugehörige und Mitwirkende, war Huhn. Die meisten Persönlichkeiten unseres öffentlichen Lebens, Regierende und Staatsmänner, Militärs, Diplomaten, waren ihm bekannt aus einer Zeit, in der sie noch nicht im Vordergrunde standen. Er hat namentlich nach seiner Verheiratung in Berlin auch das gehabt, was man hier nur sehr selten findet: einen politischen Salon, in dem man bekannte und hervorragende Männer aus so ziemlich allen Gebieten unseres öffentlichen Lebens: Botschafter, Minister, Staatssekretäre, Parlamentarier, Finanziers und Militärs traf. Auf Grund dieser vielfältigen Beziehungen, zu denen außer anderen auch alte vertraute Bekanntschaften mit dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe, seinem Nachfolger, dem Fürsten Bülow und — was auch viel sagen wollte — mit dem damals mächtigen Herrn v. Holstein gehörten, hat Huhn über die journalistische Betätigung im engeren Sinne hinaus als ein Mann, auf den auch die Regierenden und Verantwortlichen hörten und den sie befragten, in manchen Fällen erheblichen Einfluß ausgeübt, in Fragen der inneren Politik — nebenbei bemerkt fast immer im Sinne eines fortgeschrittenen Liberalismus — und auf dem ihm vertrauteren Gebiete der auswärtigen Politik in dem Geiste eines besonnenen Patrioten, der fremde Länder und ihre Lenker und auch den Krieg kannte und über dieses letzte Mittel der Staatskunst nicht so leichtherzig dachte, wie es neuerlich bei ehemaligen Offizieren Brauch zu sein

scheint. In Fällen, wo die Regierenden und Verantwortlichen klugen Rat brauchen über die Wirkung des in kritischen Augenblicken gesprochenen oder geschriebenen Wortes, beim Beginn unserer Marokko-Politik z. B. im April 1905, da war Huhn auch einer von den Wenigen, an die man sich vertraulich wandte, um zu hören, welche Wirkung dieser oder jener Schritt in der Oeffentlichkeit und auf das Geschäftsleben ausüben würde und wieweit die deutsche Presse mitgehen würde, wenn plötzlich ganz scharf ein Konflikt über Marokko vor ihr auftauche. Als man dem alten Fürsten Hohenlohe den Rücktritt nahegelegt hatte mit der Begründung, daß er vor dem Reichstage wegen der China-Expedition nicht bestehen würde, da hat der zögernde, nicht gern zurücktretende Fürst einige Vertrauensleute befragt, u. a. auch Herrn v. Huhn, der nicht wegen der vom Reichstage drohenden Angriffe, sondern aus Verehrung für den alten Herrn zum Rücktritt geraten hat, weil er ihn nicht gern mit unzulänglicher Kraft im Kampfe sah.

Ein guter Freund und ein kluger erprobter Kamerad in mancher gemeinsamen politischen Unternehmung ist mit Huhn dahingegangen. Er hat an den Berufsorganisationen unseres Standes wenig teilgenommen — das lag ihm nicht, vielleicht in dem Gefühl, daß ein Starker am besten allein wirkt — aber wenn es gemeinsame Aufgaben und Arbeiten galt, wenn es galt, die englischen journalistischen Gäste würdig zu empfangen und die Presse der Welt bei der Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals im Namen des Reiches eine Woche lang zu führen, da war seine gern geleistete Mitarbeit von Wert. Er hat zu denen gehört, die den Stand heben durch das, was sie sind.

Der Kronprinz.

10. Mai 1914.

Wie ein Geburtstagsgeschenk und wohl auch als solches gedacht, ist an dem Tage, wo des Kaisers ältester Sohn und Erbe das 32. Lebensjahr vollendet hat, ein 300 Seiten starkes, auf den Massenvertrieb berechnetes Buch erschienen: Der Kronprinz, Gedanken über Deutschlands Zukunft von Dr. Paul Liman (bei Wilhelm Köhler in Minden). Der Verfasser ist der bekannte, in den politischen Kämpfen des Tages rasch zugreifende, in manchen Sätteln gerechte alldeutsche Publizist, ein leichter Meister des üppigen Stils und der hitzigen Rhetorik, mit der die völkischen Rufer im Streite um politische und weltwirtschaftliche Probleme mehr auf die patriotischen Gefühle und die Phantasie als auf den Verstand und die kühle Ueberlegung ihres Publikums abzielen. Herr Liman hat seit Jahren gute Beziehungen zum Kronprinzen; er erfreut sich als politischer Journalist seines Beifalles. Er zitiert in seinem Buche als ein Beispiel für das bescheiden freundliche Wesen des Kronprinzen den an einen Schriftsteller gerichteten Brief: „Sie werden wenig Wert auf meine Zustimmung oder Kritik legen, und dies auch mit Recht; doch wenn mir etwas so recht gefallen hat, muß ich stets dem Schöpfer der Sache sagen, welche große Freude er mir gemacht hat." Man geht gewiß nicht fehl, wenn man annimmt, daß der ungenannte Empfänger dieser ja wirklich liebenswürdigen, bescheidenen Zeilen Herr Liman selbst ist. Diese Beziehungen zu dem Kronprinzen, als dessen Historiograph und Prophet er jetzt auftritt, geben dem Buch eine besondere Bedeutung, erklären es aber auch gleichzeitig, daß der Verfasser im Vorwort versichert: Sein Werk „sei weder im Auftrage noch überhaupt mit Wissen des jugendlichen Fürsten geschrieben". Die Notwendigkeit dieser klug vorbeugenden Verwahrung begreift man erst ganz, wenn man das Buch gelesen hat, denn in der Tat: wenn dieses Werk im Auftrage oder auch nur mit Wissen des darin Verherrlichten

geschrieben wäre, dann würde diese eine Tatsache wertvolleres und beweiskräftigeres Material zur Beurteilung der geistigen Veranlagung und, was wichtiger ist, des Charakters des Prinzen liefern als alles, was Herr Liman auf 300 Seiten von ihm erzählt, deduziert und prophezeit.

Denn dieses Buch, das sich darstellt als eine „Abwehr demokratischer Angriffe" und „der in das Gift der wildesten Demagogie getauchten Pfeile, die im Kronprinzen den zukünftigen Kaiser und damit die Monarchie treffen wollen", ist in Wahrheit eine anpreisende Einführung des „Kaisers der Zukunft" auf Kosten des noch recht lebendigen Kaisers der Gegenwart; des Kaisers einer Zukunft, deren Eintreten unberechenbar ist, denn was der völkische Verteidiger der Monarchie fein einfließen läßt: „der heute noch Prinz ist, kann morgen der Kaiser sein", nämlich „wenn das Schicksal, das auch das Gebet eines treuen Volkes nicht siegreich meistert, allzufrühe, wie einst den Vater, so auch den Sohn auf das Feld entscheidender Taten, auf die höchsten Höhen des Daseins führt". Wenn dieser Zeitpunkt kommt, dann wird „der Kaiser der Zukunft", den Liman jetzt schon „darstellt, wie er ist", das völkische Sehnen im Sinne der Alldeutschen stillen; und wie einst Wilhelm II. in jüngeren Jahren den ihm Folgenden versprochen hat, sie herrlichen Tagen entgegenzuführen, so verkündet jetzt der Historiograph des Sohnes — das ist die Tendenz jedes Kapitels seines Buches — daß der alldeutsche „Kaiser der Zukunft" auch in schicksalsschwerer Stunde nicht versagen wird, wie sein Vater mit seinen Ratgebern — versagt hat. Wenn die Alldeutschen mit bebender Stimme schmerzerfüllt wie Liman von einer schicksalsschweren Stunde des Reiches sprechen, dann denken sie in erster Linie — unglaublich, aber wahr — auch jetzt noch an das Jahr 1911 und den „Verlust" Marokkos, um das zu kämpfen Wilhelm II. zu unentschlossen und friedliebend gewesen sei. Sie sprechen vom „Verlust" des Landes, auf das wir nie einen Anspruch gehabt und in dem eine verständige Politik unter Bülow wie unter Bethmann auch nie territoriale Erwerbungen beabsichtigt hat.

In jenem Marokkosommer haben Organe alldeutscher Richtung, einzelne von diesen sogar in brutalen Entgleisungen und in der ungerechtesten Verkennung der Situation und der Personen, den Kaiser feigen Zurückweichens vor fremden Drohungen beschuldigt und man ist seitdem gewohnt, daß sie ihre Hoffnung auf den Kronprinzen als den Erben der kriegerischen Tugenden seiner großen Vorfahren setzen. Ganz so plump, wie es damals geschah, spricht das Liman in seinem Buche nicht aus, aber mit einer Konsequenz, die nicht Mißgriff oder Zufall, sondern nur Plan und Absicht sein kann, konstruiert und konstatiert er nicht nur in dieser einen Beziehung, sondern so ziemlich in allem, was das Wesen, die Neigungen, den Charakter, die Leistungen eines Menschen ausmacht, scharfe Gegensätze zwischen Wilhelm II. und seinem ältesten Sohne, alles Licht auf diesen und jeden Schatten auf den Vater häufend.

Auch wer das Recht des freien Wortes vor dem Träger der Krone wahrt und gebotenenfalls gebraucht, empfindet diese konsequente Herausarbeitung scharfer Gegensätze zwischen dem Kaiser und seinem Erben zu dem Zwecke, diesen zu preisen und jenen herabzudrücken, als ein starkes Stück und mit Unbehagen, nicht nur aus dem Gefühl für Gerechtigkeit heraus. Falls Wilhelm II. das Buch über seinen ältesten Sohn zur Hand nehmen sollte, so würde ihm nicht erspart bleiben, in und zwischen den Zeilen, aber stets deutlich zu vernehmen, daß „der Kaiser der Zukunft" auf so ziemlich allen Gebieten menschlicher und monarchischer Betätigung anders sei als er und besser sei. „Gleichen Wesens," so stellt Herr Liman fest, „scheinen Vater und Sohn nur in wenigen Punkten, vielleicht am stärksten in einer gewissen Sorglosigkeit und Unbekümmertheit des Temperaments, wie sie bei Wilhelm II. besonders in der ersten Hälfte seiner Regierung hervortrat". Im übrigen aber, man liest's mit Staunen, es ist kein Zweifel: sogar reifer als der Vater ist sein zukünftiger Nachfolger. Besonnen ist er und nicht mystisch veranlagt und auch vom Gottesgnadentum hält er nichts. Mit deutlicher Anspielung auf manche Rede des Kaisers wird dem Sohne, der es in seinem kürzeren Leben doch

auch schon an impulsiven Kundgebungen nicht hat fehlen lassen, nachgerühmt, daß er gereift sei und wisse, daß ein König „nicht drohen dürfe, ohne auch zu treffen!" „Kannst Du keine Blitze werfen, Freund, so laß das Donnern auch." Ja, man kann's nicht ohne Heiterkeit lesen, sogar auf ästhetischem Gebiete, im Kunstgeschmack ist der „Kaiser der Zukunft" dem regierenden über oder doch vorzuziehen, denn die wirklich nicht nur im Lager der politischen Opposition unangenehm bemerkte andauernde Vorliebe des Kronprinzen für leichte Operetten- und Possenware und lustige Films wird im Gegensatz zu den bekannten Neigungen des Vaters für Meyerbeers „Hugenotten", für Schauspiele vaterländischen Stoffes und archäologische Ausstattungsstücke wie in einem geschickten Plädoyer vor einem Jugendgerichtshof verteidigt.

Herr Liman ist ein geschichtskundiger Mann und kargt nicht mit der Ausbreitung historischer Kenntnisse; er ist sich auch bewußt — Beispiele liegen genügend vor aus der neueren Geschichte der Hohenzollern — wie schwer es ist, aus dem Wesen des Kronprinzen den späteren Herrscher vorauszusagen, und als wie falsch sich solche Voraussagungen später erweisen. Er spricht auch selbst davon, daß er „der Geschichte nicht ins Handwerk pfuschen und Lorbeeren austeilen wolle, ehe sie verdient sind". Aber bald darauf behauptet er, daß der „Kronprinz jetzt schon schärfer als je zuvor ein Prinz seines Hauses den Grundriß seines Wesens in die öffentliche Stimmung gezeichnet habe". Der Drang, nach alldeutschem Ideal und Ebenbilde den „Kaiser der Zukunft" prophetisch jetzt schon darzustellen, muß überwältigend stark in dem alldeutschen Publizisten gewesen sein, daß er vor den Schwierigkeiten des Wagnisses nicht zurückgeschreckt ist, und daß ihm der Zweifel nicht gekommen zu sein scheint, daß das Werk weder seinem Helden, noch der Monarchie, die er zu verteidigen glaubt, noch dem deutschen Volke, dem er nach seiner Versicherung „positiv nützen" wollte, wirklich nützen wird. Schon lassen manche Symptome vermuten, daß dieser Limansche Kronprinz in den

politischen Lagern, auf deren Beifall der Verfasser gewiß rechnen zu können glaubt, doch Unbehagen und Verlegenheit bereitet, und schon lassen die Aeußerungen einzelner den Alldeutschen nahestehenden Organe die Absicht erkennen, von diesem allzukühnen Vorstoß eines ihrer besten Publizisten abzurücken. Dem Bildner des „Kaisers der Zukunft" hat außer Wunsch und Absicht, die den Plan bestimmten, als Material nichts vorgelegen, was nicht die Oeffentlichkeit schon kennt, und was in den meisten Stücken schon Gegenstand des Widerspruches und des Streites in Wort und Schrift gewesen ist: das wenige, was der Kronprinz mündlich geäußert hat, einzelne Briefe, seine schriftstellerischen Versuche über die Jagd und das Volk in Waffen, sein viel besprochenes Benehmen im Reichstage während der Marokkodebatte, sein Eingreifen in die Zabernaffäre und Aehnliches. Es wäre zwecklos, verspräche keinen Nutzen, hieße auch in denselben Fehler wie Dr. Liman verfallen, wenn man auf Grund dieses Materials mit ihm über das Bild des zukünftigen Kaisers streiten wollte. Es gibt aber für die Beurteilung des Wesens, der Veranlagung, der Neigungen, der Charaktereigenschaften des Kronprinzen kompetente Persönlichkeiten, die allerdings nicht als klassische Zeugen in einem kontradiktorischen Verfahren auftreten würden, deren Ansichten man aber in engeren Kreisen kennt, in Kreisen, in denen man keine Bücher schreibt; das sind die Männer, die an der Erziehung und dem Unterricht des Kaisersohnes beteiligt waren, andere, die ihn später in verschiedenen Stellungen, in militärischen und in der Verwaltung als Instrukteure kennen gelernt haben und ihm in ähnlichen Eigenschaften auch als Staatsmänner nahestehen. Die wissen über das Maß seiner Kenntnisse, über seine Neigungen, seine Anschauungen, über die Ausdauer bei den ihm anvertrauten Aufgaben zu urteilen, und da mag doch das eine gesagt sein: Ein Bild des zukünftigen Kaisers mit Limanscher Sicherheit vermißt sich von allen diesen keiner zu entwerfen, aber in wichtigen Punkten weicht ihr Urteil von dem des Limanschen Buches ab und neben Hoffnungen, die sich nie bis zu bestimmten Voraussetzungen steigern, treten auch

Zweifel und zuweilen patriotische Sorgen, wie sie unsicherer Zukunft gegenüber Freunde des Vaterlandes und der Monarchie wohl beschleichen. Wer will ohne Zwang öffentlich darüber streiten!

Häufiger, als es bekannt wird, betätigt der Kronprinz sein lebhaftes Interesse an politischen Tagesfragen, auch durch schriftliche Anfragen und längere Auseinandersetzungen an den Reichskanzler und andere Persönlichkeiten in leitenden Stellungen, wie z. B. in der braunschweigischen Thronfolgefrage. Daraus erwächst dann den Angegangenen und Befragten die Aufgabe, mündlich oder, was öfter geschieht, schriftlich dem Wissens- und Betätigungsdrange des Prinzen zu antworten; vielleicht manchmal keine ganz leichte Aufgabe, die aber gewissenhaften Staatsmännern dadurch versüßt wird, daß sie ihnen Gelegenheit zu propädeutischer Behandlung des „Kaisers der Zukunft" bietet. Auch das ergibt wichtige psychologische Beiträge, aber sie entziehen sich der Oeffentlichkeit ihrer Natur nach. Die sie aber gelegentlich kennen lernen, die sind dadurch unseres Wissens zu kompetenterem Urteile über Wichtiges befähigt als der Historiograph des Kronprinzen. Vielleicht ist diesem nicht unbekannt, obwohl er es nicht erwähnt, andeutungsweise ist es ja schon einmal in der Presse und auch von der Tribüne des Reichstags herab erwähnt worden, daß der Kronprinz bei Beginn des Tripoliskrieges mit bestimmten Ideen und Vorschlägen schriftlich an den Staatssekretär von Kiderlen herangetreten ist. Nicht zu dessen Freude, denn er war damals ein überbürdeter Mann und hat alten vertrauten Freunden gegenüber aus den Ansichten und Anregungen des Kronprinzen und der Art, wie er sie beantwortet hat, kein Hehl gemacht. Das ist auch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, denn es verspräche, zum mindesten gesagt, keinen Nutzen, wenn Freunde oder Gegner des Reichs nachträglich erführen, wie der zukünftige Kaiser sich die Aufgaben und die Aktion des Deutschen Reichs bei Beginn des Tripoliskrieges vorgestellt hat. Schade drum, denn jene Episode der Geschichte, die in der Hauptsache ja abgeschlossen vorliegt, würde weit beweiskräftiger, als es irgend-

wie die Dialektik des Dr. Liman vermag, ein Urteil über den Ideenkreis des Kronprinzen und seine Befähigung in schwierigen Fragen der auswärtigen Politik ermöglichen. Ob er als Kaiser so gehandelt haben würde, wie er als Kronprinz zu handeln vorschlug, würden wir im Gegensatz zu Dr. Liman zu entscheiden ablehnen. Genug davon!

Der Betätigung eines Thronfolgers sind enge Grenzen gesetzt; das liegt im Wesen der erblichen Monarchie. Die Erscheinung von Spannungen und Konflikten zwischen Vater und Sohn wiederholt sich so ziemlich in jeder Generation; starke Beispiele, zuweilen nicht frei von menschlicher Tragik, weist die Geschichte der Hohenzollern auf, man braucht nur an den streng nüchternen Friedrich Wilhelm I. und seinen genialen Sohn und an die Rolle Kaiser Friedrichs während der langen Regierungszeit Wilhelms I. zu denken. Genauere Kenner der Vorgänge wissen auch, daß in dieses Verhältnis zwischen Vater und Sohn sich zuweilen etwas wie Neid und Eifersucht der älteren Generation gegen die jüngere einschleicht, auch bei edleren Naturen, gegen diese jüngere, die, sie mag sonst sein wie sie will, schließlich recht behält, weil sie den brutalen Gang der Zeit für sich hat. Auch Wilhelms II. ältester Sohn scheint sich nach Limans Buch zu urteilen, beengt zu fühlen und die zügelnde Hand des Vaters als zu hart zu empfinden, zumal da, wie Liman fortfährt, „väterliche Eifersucht sich mit der sicheren Empfindung vereint, daß die gesamte Welt- und Lebensauffassung schon der einander folgenden Generation durch einen scharfen Schnitt getrennt ist“. Daß der Erbe Wilhelms II. nicht das bemißtraute Leben eines orientalischen Prinzen führt, liegt offen vor aller Augen. Man kennt die ihm gebotene Gelegenheit zur Betätigung, und man weiß, wie er sich betätigt; abgeschlossen ist er wahrhaftig nicht, und schon die Tatsache, daß sein Auftreten wiederholt Gegenstand politischen Streits in Parlament und Presse gewesen ist, und daß er gar schon seinen Geschichtsschreiber gefunden hat, beweist, daß die erzwungene Zurückgezogenheit nicht arg sein kann. Gewiß, Wilhelm II. wird es an Mahnungen, wohl auch an manchem

Verbot nicht haben fehlen lassen, wenn das öffentliche Auftreten des Sohnes, wie z. B. damals, als er in der Marokkodebatte naiv für die Gegner der Politik des Kaisers und seines Kanzlers im Reichstag demonstrierte, den berechtigten Unwillen des Vaters erweckt. Aber sich den kaiserlichen Vater als einen eifersüchtigen Gestrengen vorzustellen, ist falsch. Wie er als Kaiser nicht der Zerschmetterer ist, den man auf Grund eines selbstgeprägten Wortes früher in ihm vermutet hat, so ist er ebenso wenig als Vater und Oberhaupt der Familie ein Haustyrann. Es gibt Persönlichkeiten, die einen Einblick in die Verhältnisse haben, und die ihn eher für zu weich als zu streng halten. Denn stark ausgebildet ist in ihm der Familiensinn und wie ein bürgerlicher Familienvater auch sieht er im Hause lieber freundliche Gesichter als mürrische um sich oder gar verweinte Augen. Nur reife Lebenserfahrung weiß, wie eng die Grenzen väterlicher Gewalt gegenüber erwachsenen Kindern gezogen sind und gar solchen, die selbst schon wieder Kinder haben. Wenn auch die Gewalt des kaiserlichen Familienoberhauptes viel stärker ist als die jedes anderen Familienvaters, er gebraucht sie doch nur bescheiden, freut sich, wenn andere an seiner Stelle belehrend und zurechtweisend eingreifen, aber er selbst ballt wohl manchmal, wenn ihm etwas nicht gefällt, im stillen die Faust in der Tasche. Auch für Gekrönte gilt das Goethische inhaltsreiche Wort:

„Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten."

Goethe hat es seinem Eckermann, so verständlich es ohne weiteres ist, noch erläutert: „Ich dächte", so sagte er, „man hätte eine Weile an diesem Wort zu zehren. Ein Vater, der sechs Söhne hat, ist verloren, er mag sich stellen, wie er will. Auch Könige und Minister, die viele Personen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung sich etwas dabei denken können." — Sechs Söhne und dazu noch eine Tochter, die sich den letzten Welfen zum Gatten erkoren hat, und der älteste Sohn, der Erbe, hat als „Kaiser der Zukunft" schon seinen Herold und Geschichtsschreiber gefunden!

Aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben zur Zeit Wilhelms II.

Unsere Volksvertretung, wie sie ißt und trinkt.

Wahrnehmungen aus älterer und neuer Zeit.

6. März 1897.

Der Restaurateur des Reichstages hat sich mit der Klage in die Oeffentlichkeit geflüchtet, daß er nicht mehr auf seine Kosten kommt, weil die Volksvertreter, die nicht da sind, auch nichts verzehren. Der Notschrei dieses wackeren Mannes, der den unter Berliner Restaurateuren sehr beliebten Namen Schulze führt — „Schultze mit'n tz" lautet ein Gastwirtschild in der Wallstraße — ist eigentlich die erste und sicherste statistische Unterlage für die von einzelnen noch bestrittene Tatsache, daß der Absentismus der Abgeordneten sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert hat. Schulzes Kassenbücher enthalten das statistische Material von etwa 20 Jahren. Es ist gleichzeitig von böser Vorbedeutung, daß dieser Mann mit dem sicheren politischen Blick des Gastwirtes, noch dazu des parlamentarischen Gastwirts, dessen Kognak mit Wasser den Altreichskanzler in mancher heißen Redeschlacht zu der nötigen Rücksichtslosigkeit gegen seine politischen Widersacher gestärkt hat, jetzt endgültig an der Zukunft des Reichstages verzweifelt. Alle Kompromißversuche zwischen ihm und dem Vorstande dieser kulinarisch herabgekommenen Volksvertretung sind gescheitert. Das auf so langjährigen materiellen und gemütlichen Beziehungen beruhende Verhältnis Schulzes zu der deutschen Volksvertretung wird am 1. April gelöst — man beachte: dem Geburtstag des Altreichskanzlers. Von der Stätte

des allgemeinen Wahlrechts mit dem Korrelat der Diätenlosigkeit zieht sich Schulze zu den Diätenempfängern des Dreiklassenwahlrechts und zu den preußischen Granden zurück, denen mit altem befestigtem Grundbesitz die Befähigung zur Gesetzgebung und zur standesgemäßen Würdigung des Restaurateurs angeboren ist. Man braucht den Herrn nicht etwa zu bemitleiden, er hat es von der Pike, von der auf die meisten Gastwirte dienen, zu Wohlhabenheit, Orden, Titeln und einer Lotteriekollekte gebracht und hat sich mit dem Altenteil der beiden Häuser des Landtags jedenfalls das bessere Teil erwählt. Der Reichstag wird auch einen neuen Restaurateur finden; es fehlt ja im wirtschaftlichen Kampfe ums Dasein nicht an wagehalsigen Spekulanten.

Im Abgeordnetenhause wird viel mehr gegessen und getrunken als im Reichstage, nicht etwa nur weil es dort voller ist und jeder 15 Mark Diäten zu vernaschen hat. Nein, die Gesellschaft am Dönhoffplatze ist sozial und landsmannschaftlich mehr als der Reichstag auf dasjenige mittlere Niveau fester und flüssiger Genüsse zugeschnitten, das die Parlamentsbewirtung bietet. Es fehlen unter diesen 15-Mark-Männern die Fürsten, Prinzen, Grafen und schwersten Großindustriellen des Reichstages, die ihr Frühstück — und erst recht ihr Mittagsmahl — pardon Lunch und Diner — zu etwas höheren Preisen als 1 bis 1½ Mark außerhalb des Hauses der Gesetzgebung einnehmen. Es fehlen andererseits auch dort die ganz bescheiden situierten Volksvertreter des Reichstages, denen die Preise des Parlamentsrestaurateurs noch zu teuer sind. Es fehlen auch die Süddeutschen mit ihren besonderen Neigungen und Geschmäckern, denen die Parlamentsbewirtung nicht gerecht wird. Im Abgeordnetenhause überwiegen die Norddeutschen und Ostelbier: das ist eine frühstückende Rasse mit Vorliebe für stärkere Getränke. Und aufs „Frühstück" kommt es an in den Parlamenten; die Mittagsstunde fällt für viele erst hinter die Sitzung. Am Dönhoffsplatz wird mit Eifer und Behagen gefrühstückt. Die plakatartig in Mitte des Büfetts aufgestellte Speisekarte ist jedenfalls die am eifrigsten studierte

Drucksache dieses hohen Hauses. An ihr geht keiner achtlos vorüber. Es wird nie leer an diesem Büfett beim glasweisen Ausschank von Sekt, Wein, Schnaps. Das dort sehr beliebte „Krokodil" — eine Mischung von Kognak und Allasch mit einem Bitteren in ursprünglich zu weit größerem bestimmtem Glase — eine alte polnische Eroberung auf deutschem Gebiet, hat sich im Reichstag nie recht einbürgern können. Ich möchte auch den Süddeutschen sehen, der diesen scharfen Genuß als Frühstückstrunk auf einen Zug hinuntergießt und zwar mit verzückter Miene, wie alter parlamentarischer Brauch es gebietet, und wie die Männer von der Weichsel, vom Pregel und vom Ostseestrande es virtuos üben. Die Uebung macht den Meister.

Was aber die Hauptsache ist für den großen Unterschied in der feuchten und trockenen Konsumtion zwischen Landtagsboten und Reichsboten: das sind die Räumlichkeiten. Die alte Bude am Dönhoffsplatz, die im nächsten Jahre zu Gunsten eines neuen Palastes verlassen wird, ist unglaublich einfach, winkelig und beschränkt, aber sie ist gemütlich für den, der sich erst einmal in ihr zurechtzufinden weiß. Sie hat kein „Foyer", denn was man offiziell so nennt und was in Wahrheit dort „Wolfsschlucht" genannt wird, das ist ein dunkler, niedriger Gang, den nur lichtscheue Menschen aufsuchen. Der Büfettraum und die angrenzende Restauration sind in all ihrer Einfachheit doch die einzigen menschenwürdigen Räume außerhalb des Sitzungssaales. Durch sie führt auch der gewöhnliche Weg in und aus dem Saale und auch in das vielbesuchte Lesezimmer. Die Landtagsabgeordneten sind wie eine Familie mit beschränkten Räumlichkeiten, die die Küche zugleich als Wohnzimmer und das Eßzimmer zugleich als gute Stube benützen muß. Darin liegt viel Anreiz und Verführung. Wer täglich ein dutzendmal ein ziemlich verlockendes Buffet passiert, der müßte mehr Widerstandsfähigkeit haben, als sie Parlamentariern eigen ist, um nicht einen Teil seiner täglichen 15 Mark dort anzulegen. Dem entgeht auch der Sparsamste nicht. Und selbst der alte nationalliberale Herr aus Hannover — er ist längst tot — der

nachweisbar mit 150 Mark monatlich in Berlin lebte und mit den übrigen 300 Mark, die er monatlich von seinen Diäten ersparte, den Sommer hindurch in seiner Heimat als sorgenfreier Rentier saß, selbst der ist zuweilen der Versuchung unterlegen, obgleich er für gewöhnlich seinen Mittagstisch in der Nähe mit 75 Pfennig bestritt.

Das alte Gebäude in der Leipziger Straße, das den Reichstag ein Vierteljahrhundert beherbergt hat, war vornehmer und bequemer als das Abgeordnetenhaus. Aber wohnlich und gemütlich war es trotzdem auch. Der neue Prachtbau am Königsplatz ist das gar nicht. Das ist eine Sehenswürdigkeit für die Fremden mit mehreren Sternchen im Bädeker, eine Art Museum für Bildhauerei und für das Kunsthandwerk in Holz, Leder, Geweben und Glasmalerei, weder seinem Zwecke noch dem Charakter der Menschen entsprechend, die in ihm hausen und arbeiten sollen. Die von einem demokratischen Wahlrecht ernannten Gesetzgeber unserer Zeit sind nun einmal keine Renaissancemenschen, die durch hohe Säulenhallen und Kuppelbauten auf polierten Marmorfußböden imposant und ihrer dekorativen Wirkung sicher daherschreiten. Ach nein, sie wirken viel bescheidener. Der Erbauer des Reichstagspalastes scheint sich die Reichstagsabgeordneten wirklich als römische Senatoren oder italienische Patrizier des 15. Jahrhunderts vorgestellt zu haben. Dazu fehlt ihnen viel. Dazu fehlt auch die Sonne der Renaissance. In unserem Klima am Königsplatz zu Berlin hat der Gesetzgeber den größten Teil der Session schmutzige Stiefel und aufgekrempelte Hosen, und im allgemeinen wirken er und die vielgepriesene Wandelhalle zusammen höchst stilwidrig, so stilwidrig, wie auch die verehrten Herren vom Bundesrate in den romanischen Kaiserstühlen ihres Vorsaales im Reichstage wirken würden, wenn sie so keck und geschmacklos wären, sich in diese zu setzen. Das fällt keinem von ihnen ein. Dazu müßte er sich erst kostümieren. Es gibt eben auch Stühle, die weniger zum Sitzen als zum Ansehen bestimmt sind und zum Preise des Kunstgewerbes. Das stolze Haus, teils Museum, teils Kirche,

teils Palast, wird dem größten Teil der Abgeordneten nie vertraut werden: Die Räume flößen auch dem neugewählten mit dem ganzen Stolz des Volksvertreters ausgerüsteten Manne, der aber in seiner Heimat ein bescheidenes Bäuerlein, ein kleiner Schlächter oder Gastwirt, ein Zigarrenarbeiter, ein entlassener Volksschulrektor, ein ostpreußischer Graf mit geflickten Strohdächern oder ein bescheiden apanagierter Prinz aus ehemals reichsunmittelbarer Familie ist, immer eine gewisse Scheu ein. Sicher treten dort nur Herrenmenschen auf, wie der Freiherr von Stumm oder der Freiherr Heyl v. Herrnsheim. Ein Mann mit derben rindledernen Stiefeln und rotbaumwollenem Taschentuch fühlt sich selten wohl auf einem kostbaren Smyrnateppich vor einem 4 Meter hohen Kamin aus schwarzgeädertem Marmor. Es gibt einen einzigen Raum im Reichstagspalast, der nicht imposant wirkt, nicht einmal ernst und würdig; das ist der einzige, bei welchem das angezeigt wäre, nämlich der Sitzungssaal. Der nimmt sich in seiner hellen, überladenen Holzarchitektur, mit seinen koketten Logen und Tribünen wie ein elegantes Sommertheater in einem Steinpalaste aus. Ein anderer Raum aber, bei welchem Gemütlichkeit und freundliche Wohnlichkeit durch seinen Zweck geboten wäre, die Restauration, wirkt kalt und imponierend. Hohe, stets geschlossene Flügeltüren oder vielmehr Tore aus dunkelrotbraunem Holz mit prächtigen Bronzeverzierungen führen aus der gerühmten Wandelhalle in die Restauration. Durch solche Tore zieht man feierlich in einen Dom ein oder in ein kaiserliches Schloß zur Audienz, aber nicht, um für 50 Pfennig Linsensuppe mit Bratwurst zu genießen und dazu einen Schnitt Bier — was ein sehr beliebtes Frühstück der Herren Gesetzgeber ist — oder ein paar warme Würstchen oder Königsberger Klops mit Kapernsauce und, wenn's hoch kommt, ein Diner für eine Mark. Soviel kostet nämlich das Mittagessen im Reichstage. Einzelne Protzen, die es üppiger treiben, bekommen noch zwei Gänge mehr, und dann kostet es Mk. 1.50. Diese dem mittleren sozialen Niveau der Reichstagsabgeordneten ganz richtig angepaßte Art der Verpflegung

bildet die beste Kritik gegen die falsche Pracht und Ueberladung der Räume. Sie paßt nicht zu prunkhaft geschnitzten Büfetts von sonst nie gesehener Größe und kostbaren Kaminen. Man kann darin nicht gemütlich essen — auch nicht trinken und fröhlich sein.

Das alte Reichstagshaus hat den geselligen Verkehr der Abgeordneten gefördert und die Vertreter verschiedenster Anschauungen außerhalb des eigentlichen Kampfplatzes eng zusammengeführt. Der neue Palast könnte gar nicht sinnreicher erdacht sein, wenn beabsichtigt gewesen wäre, diesen Verkehr, der auch politisch nicht zu unterschätzen ist, zu zerstören. Erreicht ist das wirklich in hohem Grade. Im alten Hause lagen die Haupträume hübsch beieinander. Das einfache helle freundliche Foyer, in welchem man nicht auf poliertem Marmor „schlidderte", sondern wie sich's für unser Klima gehört, auf Teppichen ging, hatte zur einen Seite, nur durch Glastüren geschieden, die meist offen standen, das Büfett und die Restaurationszimmer, zur andern die Eingänge des Sitzungssaales; Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Eßzimmer und Trinkstube, eng verbunden, in einer Minute zu durchschreiten und nicht durch eine kleine Reise und durch höchst kostbare, alle Bewunderung werte Flügelportale getrennt, die aber nur von einem starken Manne mit Anstrengung geöffnet werden können. Da ging's ungezwungen und zuweilen auch feuchtfröhlich zu. Foyer und Büfettverkehr gingen ineinander über. Der Bowlenklub trat oft über die Schwelle der offenen Glastür im Foyer zusammen. Diese alte ehrwürdige parlamentarische Einrichtung hat die mörderische Weitläufigkeit des neuen Prachtbaues natürlich auch getötet. Man müßte ja jetzt eilende Boten und Telephon benützen, um die Mitglieder dieses Klubs aus den weiten Räumen zu fröhlichem Tun zusammenzurufen. Dieser Bowlenklub — wie oft haben Gäste ihn als Polenklub verstanden — war eine alte parlamentarische Institution, wenn auch kein Handbuch sie aufführte. Männer aus den verschiedensten Parteien gehörten zu ihm, namentlich auch ie gesellschaftlich sehr angenehmen, „Welfen" genannten

Herren aus Hannover, meist Männer, die im Plenum selten sprechen, die sich aber dafür mehrmals während der Sitzung am Büfett um ihren Präsidenten sammelten und nach einer kurzen Ansprache mit liebenswürdiger Feierlichkeit ein Glas Bowle leerten, wie sie gerade die Jahreszeit bot. Und dieser Präsident des Bowlenklubs! — Wieviel Würde und gewinnende Anmut vereinte er in der Ausübung seines Amtes! Lange Jahre war Präsident des Klubs ein konservativer Herr aus Sachsen; der repräsentativste Sachse, den ich je gesehen habe. Reich hieß er, ganz schlicht Herr Reich und war meines Wissens ein zur Ruhe gesetzter Kaufmann mit Grundbesitz. Eine Parlamentsrede hat er nie gehalten. Aber wie sah er aus; schlanke hohe Figur, ein ausdrucksvoller Kopf mit kurzem weißem Haar und starkem Spitzbart. Ein wallensteinscher General in elegantem Zivil. So müßte Tilly in seinen älteren Jahren nach der Zerstörung Magdeburgs ausgesehen haben, wenn er eine tadellose weiße Weste und einen gut in die Taille gearbeiteten Gehrock getragen hätte. Das war ein Präsident, wie der Reichstag kaum einen gehabt hat, würdig, imponierend und doch leutselig. Er wirkte auch im Plenum großartig dekorativ. Jeder neue Besucher der Tribünen fragte nach diesem Charakterkopf und war dann erstaunt, daß ein solcher Mann nicht an der Spitze einer großen Partei stände. Er hat den neuen Reichstag nicht betreten und der öffentlichen Tätigkeit entsagt. Hoffentlich trinkt er aber auch im Ruhestande Bowle.

Es haben leider freiwillig und unfreiwillig viele entsagt, deren Persönlichkeit früheren Reichstagen ein geistiges und soziales Gepräge gab. Auch die beiden wackeren Freunde aus Süddeutschland sind nicht mehr, zwischen denen ich einst im alten Foyer eine kleine Fehde vermitteln mußte. In urwüchsigem Dialekt fuhren sie aufeinander los:

„Schwätz deutsch, wenn de schwätze willscht, du blamierscht uns vor die Leut mit deine Fremdwörter und schwätzt wie e Knot."

„Halt's Maul, alte Kuh, i hab's ganz richtig gsagt."

„Ad notum"-nehmen hatte nämlich der Wackere von der Tribüne herab gesagt und darob war der Zorn des humanistisch gebildeten Fraktionsgenossen entbrannt. Nach norddeutschen Begriffen wären die derben Worte der beiden Gesetzgeber nur mit Blut abzuwaschen gewesen. Wie stolz war aber und wie fest überzeugt, daß er auch Latein sprechen könne, jener brave Mann, als das Stenogramm begreiflicherweise ganz richtig „ad notam" aufwies. Abends saßen der „Knot" und die „alte Kuh" versöhnt beim Biere. Unter den imponierenden Säulenhallen des neuen Reichstagspalastes wäre eine so natürliche Aussprache zweier Gesetzgeber nicht mehr denkbar: sie wäre zu stilwidrig.

Das alte Haus hatte eine Tradition, und die ist wichtig. Man frage nur jeden Parvenu, der sich ein neues Schloß gebaut hat. In den Anfängen der Reichsherrlichkeit gab's im Foyer und Restaurant Gesellschaftsabende, heitere Gelage, oft bis tief in die Nacht, bei denen süddeutscher Humor und Trinkfestigkeit das einigende Band der Parteien und Stämme verstärkte. Die Parteigegensätze waren auch damals noch nicht so scharf wie in den letzten Jahren. Von einem großen Fischessen des Reichstags und von einer berühmten Weinprobe erzählt die parlamentarische Geschichte. Im grünen Teppich des alten Foyers, rechts hinten auf der linken Seite, war bis zuletzt ein großer, allen chemischen Reinigungsversuchen widerstrebender Fleck zu sehen. Das war ein Merkmal übergeschäumter Genußfreudigkeit eines solchen Festabends, und der alte Kastellan nannte im Vertrauen auch den Namen des berühmten Parlamentariers, der sich dort im Teppich ebenso wie in der Geschichte des geeinten Vaterlandes verewigt hat. Auch der stille Winkel war Eingeweihten bekannt, in dem am gleichen Abend ein berühmter Rechtslehrer und Staatsmann in dunklem, nie ganz aufgeklärtem Drange sich eingeschlossen hatte und fest entschlafen war, sodaß es Mühe kostete, seiner wieder habhaft zu werden. So ein altes Haus hat eben alte Erinnerungen. Und dann der schöne große Garten mit den berühmten alten Eibenbäumen, die älter sind als die ältesten

agrarischen Familien der Mark, und mit den hohen, schattigen Platanen, ein Parkidyll in der Großstadt, einst im Besitz der Familie Mendelssohn, dann von Reichstag und Herrenhaus gemeinschaftlich benützt. Da gab's zuweilen schöne nächtliche Feste für Reichstag und Bundesrat. Es waren auch Feste für den Restaurateur. Dort hat einst in lustiger Mitternacht ein vielgenannter Minister einen politisch sehr gemischten Chor dirigiert, der ein bekanntes Lied von einem Wirtshaus sang, das an einem Nebenfluß des Rheins stehen und auch eine Wirtin haben soll. Dort hat auch um dieselbe Stunde ein „Genosse", den seine romantische Vergangenheit auch einmal unter päpstliche Fahnen geführt hatte, sich als gefühlvoller Sänger italienischer Volkslieder offenbart. Die Platanen des schönen Gartens, der jetzt zum Teil schon zerstört ist, waren verschwiegen. Wäre Aehnliches im neuen Reichstagsbau möglich? Können unsere Gesetzgeber vielleicht auf dem Königsplatze im Angesicht der Siegessäule nächtlich Schelmenlieder singen? Unmöglich! Sie wollen's auch gar nicht mehr. Leute, die ihren Restaurateur nicht ernähren können, haben keine Lieder.

Die Tradition des alten Hauses ist dahin: es ist von dem preußischen Fiskus, dem unter der jetzigen Leitung das ganz ähnlich sieht, pietätlos schimpfiert worden, noch ehe es dem Abbruch verfiel. Die Zeit ist pietätlos geworden. Der Altreichskanzler, der zum alten Hause gehörte und das neue nie betreten hat, weiß davon zu erzählen. Nun zieht auch Schulze aus. Er war immer ein wohlgesinnter Mann. Ich kann mich der Vorstellung nicht erwehren: Schulze folgt Bismarck. Der Altrestaurateur dem Altreichskanzler. Die Götter gehen davon.

Von alten und neuen Parlamentshäusern.

9. Dezember 1898.

Die neugewählten Reichsboten, die jetzt in den vielgerühmten stolzen Palast am Königsplatze mit seiner stark dekorativen, aber unbequemen und überflüssigen Pracht und Weitläufigkeit einziehen, finden das alte Haus in der Leipzigerstraße nicht mehr vor, das etwas eng, aber wohnlich gemütlich war. In ihm fühlten sich nach kurzer Zeit auch Volksvertreter von bescheideneren Lebensgewohnheiten heimisch, denen jetzt die hohen Säulen, die schwer beweglichen Kathedraletüren, die Riesenteppiche und die Ueberfülle all der wuchtigen Leistungen des Kunstgewerbes am Königsplatz mehr und länger imponieren, als einem Hausbewohner auf fünf Jahre angenehm ist.

Und das alte Haus, das den Reichstag fast ein Vierteljahrhundert bequem und ganz vornehm beherbergt hat, hatte seine Geschichte. Es gab in ihm und von ihm etwas zu erzählen. So eine Geschichte ist mehr wert als viel Kunstgewerbe, bei allem Respekt vor diesem, sie ist mehr wert als der größte Kronleuchter der Welt, der in der Kuppelhalle hängt, so hoch, daß man von keiner Stelle aus einen Standpunkt zu seinen angeblichen Schönheiten im einzelnen gewinnen kann; sie ist mehr wert als die zwei überlebensgroßen Statuen alter Kaiser, die Jahr für Jahr in die leeren Nischen der Vorhallen gelangen. Die meisten Reichsboten wissen nicht viel von den bronzenen alten Herren, denn: Statistik und Sozialpolitik gut, Geschichte schwach. Nach dem neuen Lehrplan der preußischen Schulen beginnt die Geschichte ja überhaupt von hinten. Da wird's manche naive Frage geben über diese alten Kaiser, die sich

gewiß selbst wundern, wie sie in das Haus einer modernen Volksvertretung kommen. Ich präpariere mich auf die Kreuzzüge, die sind zeitgemäß und bilden eine Brücke von den Bronzenen zu dem — nein, zu „der Moderne", sagt man ja jetzt. Ein neues Haus kann noch keine Geschichte haben. Es gibt aber neue Häuser, die nie eine bekommen; wie ein modernes Hotel keine Geschichte bekommt, und wenn es fünfzig Jahre alt werden sollte. So sieht mir auch der neue Reichstag aus; zu viel Museum, truppweise Besichtigung unter sachkundiger Führung, mit roten Bädekern in den Händen.

Das alte Reichstagsgebäude ist in diesem Herbst auf Abbruch verkauft und in wenigen Wochen — in Berlin arbeitet dieses Spezialhandwerk der Häuserschlächterei ungewöhnlich schnell — niedergerissen worden. Es war hohe Zeit zu diesem letzten Liebesdienst, denn das Schicksal des Hauses, in dem Bismarck und die Volksvertretung des neuen Deutschen Reiches dieses gesetzgeberisch ausgebaut hatten, war in den drei Jahren, seit der Reichstag es verlassen hatte, höchst jammervoll und erbarmungswürdig. Der preußische Fiskus hatte das Haus übernommen und es, pietätlos, wie nur ein Fiskus sein kann, vielleicht auch ohne sorgfältige Prüfung und getäuscht, an die paar Herren billig verpachtet, die es für Zwecke eines angeblichen Vereins für Volksgesundheit benutzen wollten. Herr Louis Viereck, der ehemalige interessante sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, ein Mann von wechselvollen Ansichten und Schicksalen, gehörte dazu und hat auch Jahr und Tag in dem alten Haus gewohnt. Wie dieses Zwecken der Volksgesundheit dienen sollte, ist mir nie klar geworden. Bald aber sah man mit wachsendem Staunen und lauter Entrüstung, daß es zu Ausstellungen recht zweifelhaften industriösen Charakters benutzt und durch marktschreierische Plakate schimpfiert wurde. Billige Teppiche und Bilder wurden u. a. darin verkauft. Dann gab es im ehemaligen Sitzungssaale Vorlesungen und Schaustellungen, zuerst mit wissenschaftlichem Anstrich, später mehr mit dem des Tingeltangels. Man hörte, wenn man des Abends vorbeiging, schlechte Musik, und die ganze Zeit

über bestand darin ein billiges Restaurant, das seine hektographierte Speisekarte täglich am Hauptportal des alten Parlamentshauses anklebte. Reformrestaurant oder Normalkneipe oder so ähnlich nannte es sich zuletzt. Ich hab's nie versucht. Aus Pietät nicht gegen das alte Haus und dann aus Geschmacksrücksichten. In der Küche bin ich mißtrauisch gegen sogegenannte Reformen. Mich ängstigen künstliche Gebilde aus gehackten Pilzen, Kartoffeln und Ei, die sich vegetarische Koteletts nennen, auch wenn sie sich als Reform-Koteletts vorstellen, und ich will lieber lebenslang die gefährlichen amerikanischen Schinken essen, ehe ich mir ein Gemisch von Spinat und Blaubeeren als Reformkaviar vorsetzen lasse.

Man braucht gar nicht sentimental zu sein, um noch jetzt zu bedauern, daß das ehrwürdige alte Reichstagsgebäude pietätlos ausgenützt und etwa so behandelt worden ist wie ein edles Roß, das schließlich im warmen Wurstkessel des nächtlichen Hausierers endet. Auch daß man nichts aus dem alten in das neue Haus zum Andenken übergeführt hat, ist zu bedauern und beweist mangelndes Interesse für geschichtlichen Zusammenhang. Allerdings die schlichten Medaillonbilder Schillers, W. v. Humboldts, Fichtes, Uhlands, Scharnhorsts und Steins, die den einzigen Schmuck des Foyers bildeten, würden schlecht in die neuen Räume gepaßt haben, die zwar für eine Volksvertretung bestimmt, doch nur fürstliche Bildwerke und heraldische Zieraten kennen. Noch schlechter paßten allerdings vielleicht zum Geiste eines neuen Kurses die alten Denksprüche unter jenen Bildern, wie der Dahlmanns: „Die Aufgabe ist, den Staat im Volksbewußtsein zu vollenden." Höchstens der Paragraph 1, der unter Scharnhorsts Kopfe stand, wäre zeitgemäß: „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben."

Wo der alte Reichstag stand, klafft jetzt ein großer Bauplatz, der sich bis zur Hinterfront des in der Prinz Albrechtstraße eben fertig gewordenen neuen Abgeordnetenhauses erstreckt, nach der Leipzigerstraße zu durch einen ungewöhnlich sauberen, fast elegant im Pickelhaubenstil gehaltenen Bretter-

zaun abgrenzt. Dieser große Bauplatz verdoppelt sich jetzt, denn seit einer Woche wird auch das alte Herrenhaus abgebrochen, das mit dem Reichstage gute Nachbarschaft gehalten hat und nun mit ihm zusammen fällt. Wand an Wand, Leipzigerstraße Nr. 3 und Nr. 4 haben sie gestanden, und durch diese Wand gab es kleine Verbindungstüren. Sie hatten die Restauration gemeinsam, d. h. das Herrenhaus wurde aus der Küche des Reichstages beköstigt und es revanchierte sich sehr nobel dafür; es hatte dem Reichstag ein Mitbenutzungsrecht an seinem alten berühmten prächtigen Garten eingeräumt, den man auch als einen Park bezeichnen konnte, in einer Großstadt, in der das von spekulativen Wirten erfundene Wort „Naturgarten" keinen komischen Klang mehr hat, weil es den Unterschied von dem Kunstgarten bezeichnet, der im asphaltierten Hofe oder vor der Tür eines Restaurants errichtet wird, wenn im April der Hausknecht den Efeu und zwei Lorbeerbäume vom Boden oder aus dem Keller holt.

Altmodisch, in der modernsten Geschäftsstraße Berlins, mit dem großartigsten Verkehr, gerade gegenüber einem der am meisten genannten riesigen Warenhäuser, stand bis jetzt das Herrenhaus, schlicht, aber vornehm. Das schlichte Alte ist oft vornehmer als das prunkvolle Neue; das gilt nicht nur für Gebäude. Ein langgestrecktes Haus mit einem mäßig hohen Parterregeschoß, einer Etage und einem hohen roten Ziegeldach, graubraun gestrichener Fassade aus Kalkputz; rechts und links zwei Tore, in der Mitte eine schmale Tür, zu der einige Stufen führen, darüber im ersten Stock, der die Wohnung des Präsidenten bildete, ein kleiner Balkon. Sehr einfach, wie ein Privatpalais aus bescheidener Zeit, sah es aus, und das war es auch. Dieses Haus hat auch eine Geschichte, eine nicht sehr alte; denn viele alte Häuser gibt's in der jüngsten aller Hauptstädte überhaupt nicht, aber älter als die des ehemaligen Reichstages, der aus der früheren Porzellanmanufaktur umgebaut wurde. Ein Leutnant v. Gröben vom Regiment Kronprinz hat es vor 160 Jahren erbaut. Dann hat es mehrfach den Besitzer gewechselt, auch eine Zeitlang

dem aus der Zeit des siebenjährigen Krieges bekannten patriotischen Kaufmann Gotzkowsky gehört und ist 1825 in den Besitz des Bankiers Mendelssohn, des Vaters von Felix Mendelssohn-Bartholdy, übergegangen. Das Palais der Familie Mendelssohn war es bis 1851, wo es der Staat für die erste Kammer kaufte und durch den Anbau des Sitzungssaales an die Gartenfront für den Zweck ausgestaltete, dem es bis zu diesem Sommer gedient hat. Hunderttausend Taler hat der Staat damals dafür gezahlt. Jetzt ist das große Grundstück etwa das Zehnfache wert. Auch eine Illustration zur schnellen wirtschaftlichen Entwicklung Berlins. Von Felix Mendelssohn und seiner Schwester Fanny Hensel, die mit ihrem Manne, dem Maler, auch darin wohnte, wußte das alte Haus zu erzählen. Die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" ist in ihm oder richtiger in dem erwähnten schönen Garten entstanden, vor jetzt 72 Jahren; man kennt die Stelle, an der Felix sie komponiert hat: unter den beiden alten Eibenbäumen. Die gehören zu der kleinen Zahl von Urgreisen dieser sagenumsponnenen Baumart, die den Dendrologen und Naturfreunden wohlbekannt sind. Wie viel ist über diese beiden alten Eibenbäume im Herrenhausgarten schon geschrieben worden! Mehrere arme Schriftstellerfamilien könnten von den Honoraren ihre Weihnachtseinkäufe bestreiten. Die Fachmänner sind uneins, ob die Bäume 700, 800 oder auch nur 600 Jahre alt sind. Jedenfalls sind sie älter als die Hohenzollern in der Mark und das will in der Mark schon immer etwas sagen. Wo anders, in Frankfurt oder gar in Rom, weniger. Sie sind auch älter als die märkischen Junkergeschlechter, die sich rühmen, vor den Hohenzollern dagewesen zu sein. Das heißt, jetzt rühmen sie sich nicht mehr. Ihre Nachkommen, die im Herrenhause sitzen, halten nur noch durch das Verlangen nach höheren Getreide- und Viehpreisen die Tradition aufrecht. Ehrwürdig sind die beiden Alterspräsidenten der märkischen Baumwelt, man kann sich etwas denken, wenn man unter ihren weit herabhängenden Zweigen steht; schön im landläufigen Sinn sind sie nicht, sie stehen unglücklich da und kommen nicht zu Geltung; dicht an

der Mauer des Sitzungssaales, bei dessen Erbauung man auf sie Rücksicht genommen hat. Sie sollen auch jetzt wieder geschont werden bei dem Neubau, man will sie in den Teil des Gartens verpflanzen, der erhalten bleiben soll. Ein ungewöhnliches Experiment, auf das die Fachleute gespannt sind. Ich glaube, die beiden Alten werden sich's nicht gefallen lassen und, einer neuerungssüchtigen Welt grollend, eingehen.

Bis vor einigen Jahren bildete der große Garten des Herrenhauses mit angrenzenden Gärten, namentlich mit dem weitausgedehnten Park des Kriegsministeriums und dem des Prinz Albrechtpalais, ein für eine Großstadt ganz ungewöhnliches Park- und Gartenidyll. In seine Stille tönte kein Straßenlärm, da wandelte man wie im Walde, die Nachtigall sang dort im Frühjahr, Staar und Amsel pfiffen, und zuweilen gab es schöne nächtliche Gartenfeste. Es war zu jeder Jahreszeit eine Erholung, sich aus dem Treiben des Reichstages unmittelbar in den stillen Garten zu flüchten. In einem der letzten Jahre seiner Regierung hat ihn auch Fürst Bismarck wieder einmal aufgesucht; ein komisches Intermezzo entstand dadurch, die braven Leute von der Geheimpolizei, die den Reichskanzler gegen seinen Willen diskret zu bewachen hatten, und ihm möglichst unbemerkt überallhin folgen mußten, besetzten die Türen und Tribünen des Reichstages, wenn er sich im Hause befand. Einmal aber hatten die Geübten ihn verloren. Er hatte das Haus durch keines der Portale verlassen und er war doch nicht mehr im Hause. Die Verlegenheit war groß; man suchte an den unmöglichsten Stellen, bis die erlösende Kunde kam, daß er längst in seiner Wohnung sei. Er war durch den Garten des Herrenhauses und von da durch eine Hintertür nach Hause gegangen.

Vor einigen Jahren hat man zunächst durch einen Straßenzug den prächtigen Park des Kriegsministeriums durchschnitten; es war diesem nicht zu verargen, daß es sich lange mit allen Kräften dagegen gewehrt hat. Die Prinz Albrechtstraße, eine Parallelstraße der Leipzigerstraße, wurde angelegt, an ihr steht jetzt auf dem Hinterlande des alten Reichstages das neue

Abgeordnetenhaus, das im Januar bezogen werden wird. Ihm ist auch schon ein Stück Herrenhausgarten zum Opfer gefallen. Ein weiteres Stück bis auf einen bescheidenen Rest wird der große Bau vernichten, der jetzt auf dem Vorderlande in der Leipzigerstraße errichtet wird, auf dem Platz, den Reichstag und Herrenhaus einnehmen. Dorthin kommt, von der Straße durch eine Cour d'honneur getrennt, das neue Herrenhaus und in zwei, bis an die Straße heranreichenden Seitenflügeln die Wohnungen für die Präsidenten der beiden Häuser; gemeinschaftliche Geschäftsräume, auch die Räume für die Minister und Regierungsvertreter werden dann das neue Abgeordnetenhaus in der Prinz Albrechtstraße und das neue Herrenhaus in der Leipzigerstraße verbinden.

Dann ist also das große Terrain des alten Reichstages und des Herrenhauses mit seinem Garten von dem zweikammerigen Landtag okkupiert. Das beste Teil davon hat sich das Herrenhaus erwählt, denn sein eleganter Bau wird an der Leipzigerstraße liegen, während dem Abgeordnetenhause die stille, etwas entlegene Prinz Albrechtstraße zugefallen ist. Eigentlich ein Anachronismus, oder sollte es auch ein Zeichen der Zeit sein: das preußische Herrenhaus, das ein politisches Stilleben führt, selten Beweise gegen seine Entbehrlichkeit liefert und die politisch rückständigsten Elemente enthält, baut sich ein prächtiges neues Haus in der schönsten, von modernem Leben durchfluteten Geschäftsstraße Berlins. Und der Reichstag sitzt draußen vor dem Tore, denn am Brandenburger Tore hört die Stadt auf. Dort begrüßt der Bürgermeister einziehende Helden und Kreuzfahrer, wenn die Stadt auch jenseits des Tiergartens und der Spree noch große Vorstädte hat. Um den ganz freistehenden Reichstagspalast saust der Wind wie an keiner anderen Stelle Berlins. Die Schutzleute klagen, die dort Posten stehen; die Droschkenpferde schaudern und ältere nicht ganz feste Volksvertreter geraten, in einigermaßen stürmischen Zeiten, in Gefahr, umzufallen, noch ehe es zur Abstimmung kommt. Sehr verständige Leute, der alte August Reichensperger gehörte dazu, haben immer geraten, das neue Reichstagsgebäude

auf dem Platz des alten und des Herrenhauses zu erbauen. Wie recht sie gehabt haben, sieht man jetzt. Reichlich groß genug wäre der Raum gewesen für die Bedürfnisse des Reichstages, höchstens nicht für die Architekten, die durchaus an vier Fassaden ihre Kunst zeigen müssen. Dort, wo vernünftigerweise der Reichstag hätte stehen sollen und wo nun das neue Herrenhaus stehen wird, ist Berlin, ist großstädtisches Leben, und dort konzentriert sich überwiegend auch das amtliche Leben. Es ist das Viertel der Ministerien und Reichsämter. Alles hübsch beieinander, dazwischen einmal ein prinzliches Palais.

Die Leipzigerstraße hat sich in den letzten 20 Jahren vollständig zur Geschäftsstraße umgewandelt. Man glaubt es kaum, daß noch tätige Parlamentarier in ihrer Jugendzeit vor dem Herrenhaus „Murmeln" gespielt haben, wo man sich jetzt im Gewühl nur mühsam vorwärtsschiebt. Nur noch ein Privathaus der ganzen langen Straße, das an der Ecke der Wilhelmstraße, wo auch noch ein kleiner alter Erker verspätet in das neumodische Leben blickt, weist keine Läden und Magazine auf. Sonst ist alles Geschäftshaus, Laden an Laden. Dazwischen aber, im ersten Viertel vom Leipziger Platz, eine lange Reihe fiskalischer Gebäude. In der Mitte des Leipzigerplatzes steht das Landwirtschaftsministerium, das Palais der Prinzessin Friedrich Karl schließt sich an, das Gebäude des Staatsministeriums folgt an der Ecke des Platzes und der Leipzigerstraße, dann in geschlossener Reihe das Handelsministerium mit den interessanten Schaufenstern der Porzellanmanufaktur, der Bauplatz für das Herrenhaus, das Kriegsministerium, das in langer Flucht die Ecke der Wilhelmstraße bildet und sich weit in diese hineinzieht. Demgegenüber auf der anderen Seite der Wilhelmstraße das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, dann das Palais des Fürsten Pleß, das Reichskanzlerpalais, das Auswärtige Amt, gegenüber das Palais des Prinzen Friedrich Leopold, an einer gegenüberliegenden Ecke das Reichsschatzamt, so geht es weiter. Das ist das Viertel, in dem regiert und verwaltet wird. Zu gewissen Tagesstunden ist der zweite Mensch,

dem man begegnet, mindestens ein Geheimrat, oder er wird wenigstens dafür gehalten. Ich hab's an einem scherzhaften Erlebnis konstatiert. Wer nicht gerade wie ein Schlächtermeister oder ein Bankier aussieht, wird in Berlin „Herr Doktor" genannt. Hat er einen Vollbart und einen weichen Hut, so heißt er „Herr Baumeister". Daran gewöhnt man sich. Als ich aber vor zwei Jahren auf dem Wilhelmsplatz meinen Christbaum kaufte, da titulierte mich der Verkäufer, ein gerissener Berliner — was diese Christbaumverkäufer eigentlich vor und nach dem Weihnachtsfest für Leute sind, ist mir unklar — ganz einfach „Herr Geheimrat"! Er hat mich sicher mit keinem Beamten verwechselt, sondern auf Grund von Lokalkenntnis angenommen, daß ein Mensch mit einem Zylinderhut in dieser Gegend mindestens Geheimrat sein müsse. In der Nähe des neuen Reichstages allerdings könnte man, wenn man nicht einen Zylinderhut trägt, allenfalls für einen Spreeschiffer gehalten werden. Mehrere Abgeordnete aus Bayern, aus einer Gegend, wo es am bayrischsten ist, sind schon dafür gehalten worden.

Während das Herrenhaus umgebaut wird, beziehen seine Mitglieder die verlassenen Räume des alten Abgeordnetenhauses am Dönhoffsplatz. Gern trennen sie sich nicht von den ihnen gewohnten Räumen und dem Sitzungssaal, der etwas nüchtern, aber ganz vornehm und komfortabel war, zu dem parlamentarischen Stilleben passend, das sie führen. Das alte Abgeordnetenhaus am Dönhoffsplatz, das sie nun einige Jahre beherbergen wird, hat im Vordergebäude, dem ehemaligen Palais des Staatskanzlers Hardenberg, noch einige schöne alte Säle und Zimmer mit kunstvollen Türen und interessantem Deckenschmuck. Was aber hinten als Sitzungssaal, Lesezimmer, Restauration und Nebenräume im Laufe von 50 Jahren angebaut worden ist, das ist unglaublich eng, winkelig und primitiv, ein Gewirr, in dem sich Ratten wohler fühlen und leichter zurechtfinden als Menschen. Die Gewohnheit macht aber viel, und schließlich haben sich auch die Abgeordneten in diesen alten Räumen behaglich heimisch gefühlt. Das Herrenhaus gestaltet sich diese Flickarbeit noch einmal etwas

um, die preußischen Pairs haben vornehmere Bedürfnisse, sie nehmen in diese Räume auch ihre alte Dienerschaft mit. Diese Portiers, Saal- und Fraktionsdiener des Herrenhauses sind in ihrer ganzen Erscheinung so ziemlich das Allerpreußischste, was man in Berlin noch findet. Ihre schwarzen Fracks, mit dünnen silbernen Litzen — den preußischen Farben — in Wellenlinien benäht, gibt's nur einmal in der Welt; solche Diener sieht man sonst eigentlich nur auf der Bühne, in alten Bauernfeldschen Lustspielen; sie passen zu manchen aristokratischen Mitgliedern des Herrenhauses aus den östlichen Provinzen, die auch noch die Mode der Großväter bevorzugen und — der Himmel weiß, warum — immer wieder hohe Hüte von ganz ungewöhnlicher Steilheit und ganz gerader flacher Krempe auftreiben, Fasson Treubund. Diese Erscheinungen werden allerdings rarer, die alten Originale des Herrenhauses, denen Gottesfurcht, Königstreue und Abneigung gegen den Parlamentarismus mehr als agitatorische Worte waren und die wirklich noch traditionelle Geringschätzung für „Juden, Schullehrer und Postschreiber" hatten, sind so ziemlich ausgestorben. Politisch hat sich das Herrenhaus schon modernisiert, es bildet die aristokratische Gruppe des mit allen Mitteln neuer Demagogie arbeitenden Agrariertums. Wenn es in einigen Jahren in sein neues schönes Haus einzieht, paßt es sich auch äußerlich dem Geiste der Zeit an. Unser ganzer Parlamentarismus ist 50 Jahre alt, seine Häuser waren bis vor kurzem sämtlich notdürftige Improvisationen, und lange Jahre mag mancher geglaubt haben, daß es sich vielleicht erübrigen werde, ihnen auf die Dauer berechnete Stätten zu schaffen. Das ist zunächst mit dem neuen Reichstag geschehen, jetzt geschieht's mit dem Landtag. Die alten Häuser, in denen unser politisches Leben begonnen hat, verschwinden.

Berliner Bälle.

(Der Subskriptionsball. — Der Presse-Ball.)

12. Februar 1899.

Der Subskriptionsball ohne den Kaiser und den Hof: Das ist wie eine „Hamlet"-Aufführung ohne den Dänenprinzen, ein Berliner Pfannkuchen ohne Füllung, nein, ich muß poetisch werden: ein Blumengarten ohne Rosen! War das gestern für etwa 2000 erwartungsvolle, fröhliche Menschen eine Enttäuschung — denn nur die paar hundert Uebrigen wußten es vorher — als die großen linken Seitenlogen des Hofes leer blieben und in der gegenüberliegenden, für die Fürstlichkeiten und Botschafter reservierten nur wenige Herren des diplomatischen Korps und noch weniger Damen erschienen! Die Hoftrauer um den Erbprinzen von Sachsen-Coburg-Gotha hat das Fest gestört. Zu diesem Balle gehört nun einmal der Hof. Er ist für die große Mehrzahl der Besucher die Hauptanziehungskraft, für sehr viele ein langersehntes Ereignis und eine dauernde Erinnerung für das Leben: Einmal mit Kaisers — nein, mit den Majestäten — mit sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen und allem, was dazu gehört, zusammen gewesen zu sein, einen ganzen Abend in ihrer nächsten Nähe und bei der berühmten Polonaise, wenn man Glück hat, sogar in unmittelbarer Berührung. An solchem Abend bietet die älteste Palastdame, die müde im Zuge schreitet, für sonst ganz kluge Menschen mehr anziehenden Reiz als die holde tanzlustige weibliche Jugend. Man mag sonst über die Staatsform denken, wie man will, — den rechten Glanz festlicher Repräsentation hat doch ein Staat voraus, der einen Hof hat; selbst ein Staat, der sonst nichts taugte, ist darin Herrn Mc. Kinley und dem strebsamen — eleganten Felix Faure überlegen. Brillanten wollen nicht nur gekauft — sie wollen auch getragen sein; das Talent dazu hat

nicht jede, am häufigsten noch die, die sie nicht selbst bezahlen; und die historischen Kolliers und Diademe leuchten nun einmal in den Augen der Menge heller.

Der Subskriptionsball ist ein Hofball. Selbst in seiner gegenwärtigen Form noch, in der die wirkliche Beteiligung des Hofes am eigentlichen Ball stark reduziert ist. Er ist es vor Allem, aber historisch. Die Macht des Historischen in der Politik und im Leben der Völker wird von Modernen stark unterschätzt, zu deren Erstaunen dann plötzlich die napoleonische Legende mit dem glanzvollen Hintergrunde großer Generäle und schöner Frauen wieder aufzuleben beginnt. In der Kunst, in geistiger und gesellschaftlicher Kultur, in Allem, was das Leben schmückt, huldigen der Macht des Historischen bewußt und unbewußt alle Feinfühligen, nicht nur findige Antiquitätenhändler. Drum will es schon etwas sagen, daß der heutige Subskriptionsball auf eine Geschichte von 146 Jahren zurückblickt. An derselben Stelle, an der gestern getanzt wurde, im damals neuen, noch unfertigen Opernhause, hat am 10. Oktober 1743 der junge König, der als der „alte Fritz" und der „Große" fortlebt, im rosa Domino aber unmaskiert als lustiger Tänzer den ersten dieser Bälle eröffnet. Opernredouten hießen sie damals und waren Maskenbälle, die in jedem Karneval mehrmals stattfanden. Es waren glänzende Feste des Hofes, des Adels und der Bürgerschaft. Jede anständige Maske hatte freien Zutritt. Es ging patriarchalisch-ungezwungen zu, nur der rosafarbene Domino war Abzeichen und Vorrecht des Adels. Unter Friedrich Wilhelm II. erwachten nach langer Unterbrechung durch den siebenjährigen Krieg die Opernredouten zu neuem Glanze; das Vorrecht der rosa Dominos fiel. Später war die Königin Luise eine vielbewunderte Tänzerin dieser Maskenbälle. Der große Welttanz, zu dem Napoleon aufspielte, unterbrach 10 Jahre lang die Lustbarkeit des Hofes und der Berliner. Als die Bälle 1817 wieder auflebten, wurden sie Subskriptionsbälle, d. h. man mußte sich wie heute, schriftlich melden und ein Eintrittsgeld bezahlen, das zu wohltätigen Zwecken verwendet wird. In den 40er Jahren gab es wieder

eine lange Unterbrechung. Von den aus den fünfziger Jahren und allen späteren wissen Habitués dieser Bälle zu erzählen, die kaum einen versäumt haben und auch heute noch dabei sind, mehr in verklärenden Erinnerungen, als in der Gegenwart schwelgend: von jenem besonders glänzenden Subskriptionsballe, auf dem die Eltern des jetzigen Kaisers als neuvermähltes Paar erschienen; von der Leutseligkeit des alten Herrn und dem freundlichen Humore seines Sohnes, die sich nicht nur zur Polonaise ins Ballgewühl begaben. Das ist die alte Generation, die Wachtel und Niemann für die letzten großen Tenoristen erklärt, und der nach der Lucca keine Sängerin und nach der Taglioni und der Granzow keine Tänzerin mehr so recht gefallen will. Das nie aussterbende Geschlecht der dankbaren Lobredner der Vergangenheit, weil sie die eigene Jugend war.

Es hat sich im Laufe der Jahre am Programm und an der Ausführung dieses Hauptfestes des Berliner Karnevals nicht viel geändert; am wenigsten in dem Raume, in dem es sich abspielt. Das Opernhaus ist, trotz mancher Umbauten und Renovationen in der Hauptsache unverändert geblieben. Von außen ein alter, großer, plump wirkender Kasten, Treppen und Korridore altmodisch und etwas eng. Im Innenraume aber wird es durch den schönen Aufbau der vier Ränge von keinem der neuen Prachtbauten anderer Großstädte übertroffen. Der Zuschauerraum in weiß, rot und gold gehalten mit seinen Deckengemälden wirkt ungemein freundlich und vornehm. Man ist immer wieder von seinem Anblick entzückt, wenn er bei Galaopern in voller Beleuchtung und im Schmuck frischer Blumengewinde erstrahlt und von der bunt glänzenden Menge der geladenen Gäste des Hofes angefüllt ist. Ebenso prächtig, aber noch bunter und fröhlicher wirkt er zum riesigen Festsaal des Subskriptionsballes umgestaltet. Parquet und Orchester sind verschwunden. Sie sind mit der Bühne zu einem ebenen Tanzboden vereinigt. Diese ist durch Seitenwände, durch angebaute Söller, durch Grotten mit Springbrunnen zur Fortsetzung des Saales gestaltet. Ein Säulengang, der eine Estrade für ein

Musikkorps und die die Polonaise begleitenden Sänger trägt, schließt sie nach hinten ab. Die Brüstung der großen Kaiserloge in der Mitte des ersten Ranges ist beseitigt, eine breite Freitreppe führt von dort in den Saal. Reicher Schmuck frischer Blumen umgibt die Wände des so gewonnenen mächtigen Ballraumes. Korridore und Treppen sind in Laubengänge umgewandelt; aus den Logen des ersten Ranges sind die Türen entfernt, so daß der Durchblick frei wird, Fliederduft durchweht den lichtstrahlenden Raum. Alle Logen und Ränge bis zur Gallerie hinauf sind dicht besetzt von geputzten Menschen; den ganzen Saal füllt Kopf an Kopf gedrängt die bunte Menge der Ballgäste. So oft man ihn auch schon genossen hat, man freut sich dieses Anblicks immer wieder. Wehe dem Baumeister, der einst diesen alten Bau durch einen neuen ersetzen soll; er wird eine schwere Aufgabe haben und wenig Dank ernten.

Es hat noch keinen Subskriptionsball gegeben, von dem die Erfahrenen nicht behauptet hätten, er sei so überfüllt, wie noch keiner zuvor. Dieses stereotype Ballgespräch wirkt wie ein alter Witz. Aber es ist richtig. Die Zahl der ausgegebenen Karten wächst jedes Jahr, und doch geht's immer. Festlich gestimmte und erwartungsvolle Menschen gehen viele in einen Saal. Ein Glück, daß die hohe Polizei in diesem Hause und an diesem Tage nicht viel zu sagen hat oder wenigstens nichts sagt. Denn nach gewöhnlichen Sicherheits- und feuerpolizeilichen Begriffen ist diese Ueberfüllung einfach unerhört. Der Neuling, der eine halbe Stunde vor Beginn des eigentlichen Balles den Saal zu betreten versucht, glaubt, daß er überhaupt nicht über die Schwelle gelangt, und wenn er schüchtern ist, dreht er um und bleibt in einem Korridor. Der ganze große Raum ist tatsächlich schon lange, ehe der Ball beginnt, von einer dichtgedrängt stehenden Menge gefüllt, einem bunten Gewirr von hellen Damen-Toiletten, Fracks und Uniformen. Das sieht gar nicht wie ein Ball aus, denn man kann nicht gehen, geschweige denn tanzen. Es ist auch noch keiner, sondern zunächst nur eine Anhäufung von Menschen im Ballstaat,

die stehenden Fußes ein großes Ereignis, das Erscheinen des Hofes, erwarten. Dieses Zusammengepferchtsein ist eine seltsame, der Komik nicht entbehrende Situation. Es steigen viele arme Teufel ins Grab, ohne in ihrem ganzen langen Leben so oft in intime Berührung mit holder, mehr oder weniger bekleideter Weiblichkeit gekommen zu sein wie in dieser drangvollen Wartestunde eines Subskriptionsballes. Man sieht verlegene Männer und errötende Jünglinge. Inzwischen konzertieren zwei Kapellen. Kurz vor 9 Uhr exekutiert die der Gardehusaren vom zweiten Rang herab einen packenden Fanfarenmarsch auf meterlangen Heroldstrompeten, höchst schneidig und echt preußisch. Auf der Estrade erscheint, weiß gekleidet und schwarz befrackt, der Opernchor, der die Polonaise singt.

Soweit hat auch gestern alles gestimmt: Auch die Polonaise ist gesungen worden — aber sie wurde zum Konzertstück, denn was nun kommen sollte, der Kaiser und der Hof, blieb aus. Nun wird von den vielen, die den Ball zum ersten Male besuchten, mancher nicht an das Wunder glauben, daß vorausschreitende Hofbeamte in diese dichte Menge doch noch eine schmale Gasse zu brechen vermögen, durch die der Hof, der Kaiser mit der Kaiserin an der Spitze, in mehreren Windungen durch den ganzen Saal die Polonaise schreitet. So eng allerdings ist immer die Gasse, daß die lebendige Mauer zu beiden Seiten die tiefe Verbeugung und den Hofknix nicht vorschriftsmäßig exekutieren kann, weil man sonst vorne leicht mit dem Kopfe an die hohen Herrschaften und jedenfalls hinten niedriger anstoßen müßte.

Die Enttäuschung über das Ausbleiben des Hofes, auf den die Optimisten noch immer gerechnet hatten, war gestern groß. Man sah namentlich viele betrübte Mädchengesichter. Man kann teilnahmsvoll mitempfinden mit den vielen, die zum ersten Male und wohl auch das einzige Mal das Fest besuchen konnten, und für die es ein Ereignis ist. Deren Zahl ist nicht gering. Der Subskriptionsball wird aus der Provinz viel besucht. Es lohnt manchen die besondere Reise. Die angehen-

den Richter und hohen Beamten, die zum Zweck des Staatsexamens gerade in der Hauptstadt sind, Offiziere der Provinzialregimenter, die ein kurzes Kommando hier haben, hochzeitsreisende Ehepaare lassen sich die große Gelegenheit nicht entgehen. Diese Leute, die sobald nicht wieder nach Berlin kommen, stellen ein starkes Kontingent der Besucher des Balles. Dem Amtsrichter in Ostpreußen, dem Steuerrat in Schlesien und selbst dem bescheidenen Landrat, dem kein Parlamentsmandat und keine Berufung ins Ministerium winkt, ist es eine lange, liebe Erinnerung, einmal auf dem Subskriptionsball mit dem Hofe zusammen gewesen zu sein. Man muß das gesellschaftliche Leben der alten preußischen Provinzen und die Auffassung des Beamtentums und des besitzenden Bürgertums von ihrem Verhältnis zum Kaiser und seiner Familie kennen, um das recht zu würdigen. Beim Subskriptionsball gewesen zu sein, gibt eine Art gesellschaftliche Position in der Provinz. Man kann mitreden, wenn über die Toilette der Kaiserin gesprochen wird, wenn das Körpermaß der Flügeladjutanten, die neueste Schnurrbartmode, oder andere wichtige Männerfragen erörtert werden. Wer mehrmals zum Subskriptionsball fährt, ist eine vielbeneidete Persönlichkeit, und wenn er keiner der beiden christlichen Konfessionen angehört, ärgern sich die Minderbegünstigten über solche Protzerei! Die Tante, die auf dem Subskriptionsball war, ist der Stolz der Nichte in der zweiten Schulklasse.

Als gestern die Polonaise ungetanzt verklungen war, entstand eine Pause der Verlegenheit. Graf Hochberg, der Generalintendant und Hausherr, saß zwar in seiner Loge, aber es fehlte die eigentliche Balleitung. Die Musik spielte zum Tanz, aber zunächst tanzte niemand. Bald aber faßte man sich und nahm den Ball als Ball — ohne Hof. Es wurde flott getanzt. Sogar mehr als sonst. Denn daß auf diesen Bällen überhaupt nicht getanzt würde, ist ein alter Irrtum. Die Tanzenden haben sich gut amüsiert, wenn auch der Kaiser und die Kaiserin nicht wie sonst auf sie herabsahen. Dieses Zuschauen macht ihnen Spaß, besonders der Kaiserin. Ich habe sie nie so heiter gesehen, wie

im vorigen Jahre, als in dem Tanzkreise unter ihrer Loge die Prima Ballerina Frl. Del Era mit einem jungen Bankier und einige andere Größen des königlichen Balletts sich im Walzer drehten. Die Damen einmal in langen Ballkleidern tanzen zu sehen, schien der Kaiserin Spaß zu machen. Es ist übrigens erstaunlich, wie gern diese Damen auf Bällen tanzen. Mindestens so gern, wie in kurzen Röcken.

Sobald getanzt wird, zieht sich ein großer Teil der Gesellschaft ins große Foyer zurück, das als Eßsaal dient, andere steigen neugierig und belustigt hinter die Bühne, wo in Garderoben und in Kellerräumen, die sonst zum Orchester gehören, Bierquellen winken und belegte Brötchen locken. Dann wird die Zirkulation im Saale möglich. Da es diesmal keinen Hof zu bewundern gab, so begnügte man sich bescheiden mit den paar Herrschaften, die in den Diplomatenlogen saßen. Es ist auch dem erfahrenen Manne immer wieder erstaunlich, wieviel Drang zur Bewunderung und wieviel Ueberschätzung sogenannter offizieller Persönlichkeiten, wieviel Neugier nach Namen und Orden in sonst ganz klugen Menschen und nicht nur etwa in den Damen steckt. Unangenehm viel Untertanengefühl. — Als Surrogate für den fehlenden Hof stiegen ein paar Botschafter und Gesandte hoch im Preise. Daß der alte Herr mit dem runden Vollbart in der Fremdenloge nicht Lord Salisbury war, dem er ähnlich sieht, der aber in London sitzt, sondern der französische Botschafter Marquis de Noailles, wird als willkommene Aufklärung dankbar angenommen. Man gilt für einen Eingeweihten, wenn man mitteilen kann, daß sein blonder schlanker Nachbar mit dem martialischen Schnurrbart kein preußischer Offizier in Zivil, sondern der italienische Botschafter Lanza ist, und daß der schwarzbärtige Herr neben ihm die Türkei vertritt. Bis zur neugierigen Bewunderung des bayerischen Gesandten versteigen sich harmlose Gemüter, und wenn sie erfahren, daß bei diesem heute nacht noch getanzt wird, dann kommt ihnen ein Gefühl der Zugehörigkeit zur Hofgesellschaft. Zahlreich erschienene chinesische und japanische Diplomaten und vor allem die zierliche und elegante Frau des

japanischen Gesandten werden angestaunt und bewundert. Die Menge amüsiert sich. Die Größen unserer Bühnen interessieren viele. Man freut sich, Lohengrins Elsa genau auf demselben Fleck zu begegnen, wo sie sonst visionär ihren Ritter herbeifleht und Herrn Grüning auf der Seite der Bühne, wo er wenige Tage zuvor als George Brown die weiße Dame angesungen hat.

Das Publikum der Subskriptionsbälle ist gemischt. Es umfaßt vom Hofe, dem Militär-, dem Beamtentum alle bürgerlichen Schichten. Jeder einigermaßen anständige Mensch kann für sein Geld Zutritt erhalten. Manche behaupten, es sei zu gemischt. Das ist ungerechtfertigt. Man prüft bei solchen Gelegenheiten nicht die Moral — wer könnte das auch — sondern nur soweit die guten Sitten, als sie sich im Benehmen auf einem Balle äußern. Gewiß, es sind auch Paare da, die nicht legitim verheiratet sind und manche elegante und schöne Person ist von mehr Kavalieren umgeben, als gerade notwendig wäre. Wer will das hindern, ohne wehzutun. Unter Friedrich Wilhelm II., der für seine Person kein sittenstrenger Herr war, erschien für die Opernbälle eine amtliche Verordnung: „Oeffentliche Weibsbilder werden mit einem Jahr Zuchthaus in Spandau bestraft, wenn sie sich auf der Redoute sehen lassen." Das erscheint hart, selbst im Zeitalter der lex Heintze. Aber selbst ein genauer und strenger Untersuchungsrichter würde jetzt auf den Subskriptionsbällen „öffentliche Frauenzimmer" nicht entdecken, oder doch nur solche mit ganz beschränkter Oeffentlichkeit. Und gerade die benehmen sich bei solchen Gelegenheiten nicht anders wie andere und meistens sehen sie gut aus.

Mit dieser schwierigen Frage der Grenzen für die Zulassung von Damen muß sich jedes Jahr auch das Komitee des Presseballes beschäftigen. Dieser vom Verein Berliner Presse ebenfalls zu wohltätigen Zwecken arrangierte Ball ist ein Seitenstück zum Subskriptionsball. Er ist auch stets überfüllt. Die Anziehungskraft, die auf den einen der Hof übt, üben dort die berühmten Namen der Literatur. Auch sie bereiten, öfter als der Hof, Enttäuschung dadurch, daß sie nicht da sind. Das Publikum beider Bälle ist so ziemlich dasselbe. Nur daß beim

Presseball der Hof fehlt. Aus der Hofgesellschaft, aus den Ministerien, der Diplomatie finden sich stets Vertreter ein. Die Offizierkorps sind auf beiden Bällen ziemlich gleich stark vertreten und beide haben, obwohl sie öffentliche Bälle sind, doch den Charakter, daß man auch mit jüngeren Töchtern noch hingehen kann. In die Bälle der Presse kommt durch eine Tombola und gelegentliche künstlerische Darbietungen ein etwas gemütlicherer Zug. Beide werden vom guten Bürgertum und sehr viel von den Mitgliedern der Theater besucht. In einer Weltstadt gibt es zahlreiche Personen, die Geld und dementsprechend schöne Toiletten und Brillanten genug besitzen, denen es aber an Gelegenheit fehlt, sie öffentlich oder in großer Gesellschaft zu zeigen. Teils weil sie fremd sind, teils weil ihre gesellschaftliche Position nicht ganz sicher und irgend einmal entgleist ist. Für solche sind die beiden Bälle die einzige Gelegenheit, ihren Besitz, ihre Eleganz oder auch ihre Schönheit zu zeigen. Man muß einmal eine Stunde in dem Bureau des Presse-Comités zugebracht haben, wo die Karten verkauft werden, um zu wissen, wieviel Takt und Entschiedenheit dazu gehört, die Bewerber und Bewerberinnen, die sich nicht auf Mitglieder des Vereins oder bekannte Persönlichkeiten berufen können, richtig zu taxieren und zu behandeln. Ich bewundere immer noch den Kollegen, der zwei uniformierten, sehr liebenswürdigen Kavalieren so fein wie entschieden beigebracht hat, daß er an die Existenz der Schwestern, für die sie auch Billets haben wollten, nicht glaube. Das heißt — es waren wirklich Schwestern, nur nicht die Schwestern der beiden Herren. Und als sie für diese doch Billets auf irgend welchen Umwegen erlangt hatten, mußten sie abends vor dem Ballsaal erleben, daß ihnen die Ungültigkeit dieser Billets klar gemacht wurde. Die Fälle sind nicht selten. Sie gehen nicht immer ohne Kränkung ab. Auch hier werden oft die Kleinen gehängt.

Gemischt, wie das Publikum auf beiden Bällen, sind natürlich auch die Toiletten. Eine mittlere Eleganz herrscht vor. Durch besonders guten Geschmack zeichnen sich die Damen

in Berlin immer noch nicht aus. Neben wenigen schönen und vornehmen Erscheinungen sieht man manche geschmacklose und manche geradezu komische. Von der Pariser und Wiener Ballrobe bis zum hochgeschlossenen Sonntagskleid, ja bis zur Waschbluse — wenigstens in vereinzelten Exemplaren — ist auf beiden Bällen alles vertreten. Ich bin mir nie klar geworden, weshalb Damen, die ungewöhnlich häßlich, krankhaft oder sogar verwachsen sind, sich doch noch freiwillig auf Bälle begeben, oder weshalb andere, die vielleicht ein Ballkleid nicht besitzen, ganz vergnügt in einer Straßentoilette herumwandeln, ohne sich durch erstaunte Blicke oder Bemerkungen, die zu ihren Ohren dringen, irgendwie geniert zu fühlen. Offenbar harmlose und vergnügte Gemüter. In der Zulassung weiblicher Erscheinungen, die absolut kein festliches Gewand anhaben, ist man so duldsam wie wahrscheinlich in keiner anderen Stadt. Hohe geschlossene Kleider sieht man immer noch und im Kontrast zu tief dekolletierten wirken sie doppelt auffallend. Es ist ein Betrug an der Männerwelt, die für ihre frisch gestärkte weiße Schwanenbrust die übliche Gegenleistung von einer Dame auf einem Balle zu verlangen hat. Eine lustige Begleiterin aus Köln tröstete mich gestern mit der Bemerkung, ich solle froh sein, daß manche „hoch" gehen. Sie mag recht haben. Immer noch besser garnicht, als tief und vergeblich ausgeschnitten. Bei manchen stattlichen Damen vorgerückten Alters hat man oft unwillkürlich das Bedürfnis nach mehr Stoff nach obenhin, weil man bei ihrem Anblick wehmütig an die früheste Jugendzeit erinnert wird, als man noch nicht entwöhnt war. „Kühn und geschmacklos" scheint für viele noch die Parole zu bilden. Im allgemeinen ist die Mode dieses Winters, die von Schultern, Armen und Büste sehr viel frei läßt und die übrige Figur eng umschließend wie ein gut sitzender Handschuh umhüllt, erfreulich für den Verehrer weiblicher Schönheit. Man konnte gestern einige Toiletten von einer Knappheit sehen, daß von der Plastik der Figur, namentlich um Hüften und Umgebung wenig verborgen blieb. Meine lustige Begleiterin hat mir das Rätsel gelöst. Für elegante Damen des

neuesten Schnittes ist das, was der Franzose jupon nennt, und was deutsch das Wahrzeichen des ganzen Geschlechts ist, ein überwundener Standpunkt. Trikot umhüllt die schönen Glieder und darauf kommt gleich das Kleid. Nicht übel — wenigstens bei einer fremden Dame nicht, und wenn sie schön ist. Wer mit ihr tanzt, kommt sich beinahe verheiratet vor. Das heißt, nur solange er tanzt.

Die Traurigsten von dem gestrigen kaiserlichen Subskriptionsball waren wohl die, die sonst das Glück haben, von Majestät „bemerkt" zu werden. Einige bemerkt er immer, wenn er durch den Korridor des ersten Ranges nach der Loge der Botschafter geht. Auf diesem Wege erwarten ihn viele, aber niemand so nervös aufgeregt wie der bekannte Künstler, der zufällig immer an demselben Türpfosten mit nicht übel markierter Gleichgültigkeit steht, um das Wort der Anrede zu erhaschen, das dann in die Zeitung kommt. Nur wenige Schritte davon wartet eine berühmte Tragödin ebenso standhaft auf dasselbe wichtige Ereignis. Die beiden in dieser Rolle mit ihrer schlecht verhehlten Nervosität zu beobachten, ist ein feiner Genuß der Eingeweihten. Dessen ging ich gestern verlustig. Sie standen nicht auf ihrem Posten. Sie wußten vorher, daß der Kaiser nicht zufällig vorbeikommen wird.

Einiges über Gesellschaft, Luxus und Politik.

3. April 1904.

Es war auf einer der Ministersoiréen der letzten Jahre, die man mit einem aus ihren Anfängen überkommenen Namen meist noch parlamentarische Abende nennt, obgleich sie längst eine veränderte und erweiterte Form angenommen haben. In der bunten Menge der sogenannten Spitzen und auch — Stumpfheiten aller Art, der Aristokratie des Geistes, des Geldes und der Geburt, wie in umgekehrter Ordnung die löbliche Phrase lautet, sind die Herren Volksvertreter nur noch eine Minderheit, nach manchen Essig und Oel, nach manchen die Kartoffeln am Salat. Weniger oft als früher begegnet man der anmutigen Erscheinung des biederen, parlamentarischen Neulings, der noch auf der Treppe sich abquält, die neu erstandenen Handschuhe über die Finger zu zwängen, offenbar von der dunklen Angstvorstellung gepeinigt, höchst unwürdig und halbnackt in den Salon der Exzellenz zu treten, wenn nicht beide Hände in Ziegenleder stecken.

„Warum wollen Sie schon gehen; es hat Ihnen wohl nicht bei mir gefallen?"

„Im Gegenteil, Exzellenz, ich danke Ihnen aufrichtig für den schönen Abend und ich bewundere Sie sogar als einen Reformator."

„O weh, da steckt wohl eine kleine Bosheit dahinter!"

„Nein, ich meine es ganz ernst und denke dabei nicht an Ihr Ressort; aber auf gesellschaftlichem Gebiete werden Sie reformierend wirken."

„Ach so, jetzt verstehe ich Sie, und da lasse ich es gelten. Sie blicken auf mein Büffet und auf das Fäßchen Moselwein dort in der Ecke. Jawohl, ich bin kein reicher Mann, mit

unseren Millionären kann und will ich nicht konkurrieren. Fast alles, was Sie da sehen, stammt von den guten Tieren meines Landgutes, und die Zigarre, die Sie eben rauchen, kostet, ehrlich gestanden, auch nur 15 Pfennige. Für Freunde und Kenner habe ich aber eine bessere Sorte dort im Schrank, kommen Sie!"

Der exzellente Gastgeber war Herr v. Podbielski, damals noch Staatssekretär im Reichspostamt. Als Minister und in seinem über sein Ressort hinausreichenden Einflusse ist er anfechtbar; viele beobachten den Herrn mit dem für kanalpolitische Projekte so empfindlichen Mittelkörper mit Unbehagen und Mißtrauen. Vor dem Manne aber, der als General und in höchster Staatsstellung gesellschaftlicher Lüge und Heuchelei absagt, sich fröhlich zu seinen Vermögensverhältnissen bekennend: Hut ab! Zu populärwissenschaftlichen Vorträgen aus dem Gebiete der Post und Telegraphie und der mit dieser eng verbundenen Elektrotechnik — neuerdings als Landwirtschaftsminister über Moorkultur — hat er eine illustre Gesellschaft versammelt, die dafür ungefähr ebensoviel Interesse und Verständnis mitbrachte, wie auf den Soiréen üppigere Mitbürger für die künstlerischen Darbietungen weither und oft zu Phantasiepreisen im Gesamtbetrage eines halben Ministergehaltes engagierter Virtuosen. Und diese Gesellschaft, in der zuweilen auch der Kaiser erschienen ist, immer aber Herren seiner Umgebung, Hofdamen der Kaiserin, Minister mit Frauen und Töchtern, Parlamentarier, Herren und Damen des diplomatischen Korps, Fürsten und Magnaten, Gelehrte und Künstler, Herrscher im Reiche der Industrie und des Handels, mancheiner, der leicht das ganze Reichspostamt samt seinem Museum kaufen und bar bezahlen könnte, haben Herrn und Frau v. Podbielski dann mit dem bewirtet, was die nach hohem Zollschutz verlangenden „guten Tiere von Dalmin" hergeben: Kalbs- und Schweinerücken, Rinderfilets, Schinken, Wurst und Käse, dazu Salat, ein dunkles Bier und ein leichter Wein vom Faß; einige Teetische mit Gebäck für die Damen, das war alles: appetitlich, gut, einfach und vornehm; keine Spur etwa

von verschämter Ministerarmut. Ich bin fest überzeugt, daß von hundert Gästen sich noch nicht einer, sei es auch nur im Stillen, beschwert hat, daß ihm nicht Gelegenheit geboten war, Kaviar (zur Zeit Mk. 18.— das Pfund) wie Pflaumenmuß zu behandeln, oder der Hummer, Langusten und gemästete Geflügel in ihren reichlichen Verbindungen mit der schwarzen Trüffel vermißt hätte.

An diese Empfangsabende sind wir zuweilen erinnert worden, wenn in den letzten Monaten die Klagen über zunehmenden Luxus im hohen Beamtentum, über die Last und Lüge der gesellschaftlichen Repräsentation, die Zeit und Geist raubenden Dinerschwelgereien, denen unsere Minister ausgesetzt sind, in Wort und Schrift ertönten und mit besonderer Anwendung auf den Luxus in der Armee zum Gegenstand parlamentarischer Debatten wurden. Ein ernstes Thema, das manche patriotische Sorge weckt. Nicht leicht zu behandeln, weil es sich einer umfassenden Enquête entzieht, und weil die tatsächlichen Unterlagen nur auf einzelnen, meist oberflächlichen und immer nur einen kleinen Ausschnitt umfassenden Beobachtungen beruhen. Da geht es ohne verführerische Verallgemeinerungen und manche ungerechte Uebertreibungen nicht ab. Zu leicht wird, was eine soziale Gesamterscheinung einer wirtschaftlichen Epoche ist, als Ausfluß eines besonderen Hanges bestimmter Klassen oder gar einzelner Persönlichkeiten anklagend angesehen.

„Nennen wir doch endlich einmal das Kind beim rechten Namen, und machen wir nicht den Hang zum Luxus und Wohlleben, die Völlerei der Beamten schuldig, sondern sagen wir ganz offen: die Minister in Preußen müssen mit gutem Beispiel vorangehen." — So hieß es jüngst in dem großen konservativen, schlesischen Blatte, das mit anerkennenswerter Bravour einen Feldzug gegen den Luxus im Beamtentum und in der Armee in Verbindung mit gewissen, politischen Streifzügen eröffnet hat. Du lieber Himmel, was so ein „hochmögender Herr Minister" alles soll! Und kann doch so wenig! Selbst Miquel, den vielgewandten, hörten wir klagen, daß ein preußischer

Minister außerhalb seines Ressorts so gut wie nichts vermöge. Nun sollen die Vielgeplagten gar noch den Hang zum Luxus und Wohlleben und Ausartungen der gesellschaftlichen Repräsentation hemmen; und zwischen den Zeilen liest man deutlich, daß sie an den beklagten Uebelständen mit schuldig seien und mit dem Finger wird auf einzelne gewiesen, die zu viel in Festen und Diners leisten und eine menschlich zwar rühmliche, aber altpreußischen Traditionen nicht entsprechende, liebenswürdige Vielseitigkeit und Vorurteilslosigkeit im gesellschaftlichen Verkehr betätigen. Es ist ein verwegenes Beginnen, Minister zu verteidigen, aber in diesem Falle verdienen sie es. Sie sollen nicht Einladungen zu Beamten oder anderen Personen annehmen, die sich ihretwegen in bedenkliche Unkosten stürzen. Gewiß, aber das tun sie auch nicht. Und ihre eigene Lebenshaltung und gesellschaftliche Repräsentation? — Sie züchten und bauen nicht alle auf eigenem Landbesitz, was sie ihren Gästen vorsetzen, wie Herr v. Podbielski. Das ist auch gut; denn sonst würde die Regierung noch agrarischer sein. Im allgemeinen aber leben und geben sie sich gesellschaftlich nicht anders als dieser, der paterna rura bobus exercet suis. Es geht weder auf ihren großen Empfangsabenden noch bei kleineren Diners und Gesellschaften schwelgerisch zu. Es wird kein der Stellung und den Vermögensverhältnissen des einzelnen widersprechender Luxus getrieben. Man wird bei keinem von denen, die in den letzten Jahren Minister und Staatssekretär waren, oder es zur Zeit sind, einen Hang zu übertriebenem Wohlleben oder gesellschaftlicher Protzerei entdecken können. Der Gedanke mutet im Hinblick auf die meisten sogar recht komisch an. Nein, mag ihre Zensur sonst lauten, wie sie will: sittliches Betragen und allgemeine Lebensführung — gut.

Es lebt nach der Ueberzeugung guter Beobachter — Enquêten gibt es, wie gesagt, nicht — wohl keiner über seine Verhältnisse; von einem Ehrgeiz, in Gastereien mit Millionären zu konkurrieren, ist nichts zu bemerken, auch wenn es dem einen oder dem andern sein Privatvermögen vielleicht erlaubte; auch bei denen nicht, die mit schweren Millionären und, was

mehr sagen will, mit solchen jüngeren Datums verkehren. Sie wahren im allgemeinen noch nach guter alter Tradition die Würde ihrer Stellung. Und man braucht ja schließlich nicht Minister, sondern nur ein leidlich verständiger Mensch von einigem Geschmack und Selbstbewußtsein zu sein, um zu empfinden, daß Wert und Annehmlichkeit eines Verkehrs nicht in dem beruhen, was man ißt, sondern in dem, was man ist.

Fürst Hohenlohe, der doch ein Grandseigneur war, hat als Reichskanzler die Regensburger Würstchen bei seinen großen Empfängen gesellschaftsfähig gemacht. Eine bajuvarische Eroberung in der Wilhelmstraße. Seitdem sieht man einige Häuser weiter gelegentlich die hochgeborene Gattin eines unserer arbeitsreichsten Staatsmänner in großer Toilette, aber mit nicht übel kleidender Hausfraulichkeit ihrer gesellschaftlichen Pflichten an einem Buffet walten, auf dem unter anderm heiße Würstchen norddeutscher Provenienz aus brodelndem Kessel ein vielbegehrter Artikel sind. Das sieht doch wahrhaftig nicht nach Schlemmerei und unwirtschaftlicher Verschwendung aus. Ueberhaupt die Damen unserer höchsten Reichs- und Staatswürdenträger! — Das wäre ein besonderes Kapitel! Kein Bußprediger und Ankläger gegen den verderblichen Luxus einer neuen Zeit war bisher so vermessen, diese besten deutschen Ruf wahrenden Hausfrauen und Mütter übertriebener Eleganz und prunkvollen Auftretens zu zeihen. Es wäre ruchlose Verleumdung; jeder brave deutsche Mann würde zu ihrem Schutze aufstehen, und Ausländer würden sich ihnen zugesellen, mancher Gast aus fremdem Lande, in dem äußere Repräsentation mehr gilt als bei uns und der, wenn man ihm gelegentlich bei öffentlichen Feierlichkeiten oder Festen Ministerfrauen oder sonstige weibliche Exzellenzen zeigte, höflich, halb erstaunt, halb bewundernd in den Ruf ausbrach: Wie deutsch! Die deutsche Tugend der Hausfraulichkeit steckt sogar an. Als Graf Bülow sich, natürlich auf Reichskosten, das alte Reichskanzlerpalais neu einrichtete, hat Wilhelm II., der täglich dort vorspricht, eines Tages der eifrig dabei beschäftigten Gräfin einen Zentner Seife zu dem „Großen Reine-

machen" geschickt. Ein liebenswürdiger Scherz; man versteht ihn aber nur ganz, wenn man weiß, daß Donna Maria, geborene Prinzessin Camporeale, von Intimen des Hauses in den früheren Vormittagsstunden zuweilen mit dem Staubtuch in der Hand angetroffen worden ist.

Von allen unseren staatlichen Würdenträgern unterhält der gegenwärtige Reichskanzler den ausgedehntesten gesellschaftlichen Verkehr und übt repräsentative Pflichten weit über die nicht etwa nur vom Fürsten Bismarck, der auch darin ein Eigener war, sondern auch von Caprivi und Hohenlohe innegehaltenen Grenzen hinaus. Talent und Neigung, vielseitige geistige Interessen, die virtuos ausgebildete Technik des Causeurs und Charmeurs, die ausländische Gewöhnung des Diplomaten und eine in unsern offiziellen Kreisen bis dahin nicht erhörte Vorurteilslosigkeit, manchmal wohl auch kluge Berechnung veranlassen und befähigen ihn zu einer Gastlichkeit und zu so vielartigen und verschiedenartigen persönlichen Beziehungen, daß manche nörgelnden Anhänger älterer politischer und sozialer Exklusivität über diese neumodischen Exzesse grollen. Ihn ficht's nicht an und scheint ihm auch nicht zu schaden. Er pflegt weiter die Beziehungen nicht nur zu Politikern der Opposition, sondern auch zu Gelehrten, Künstlern, Dichtern, die sich zuweilen der Gunst von oben so wenig wie des Wohlwollens ausschlaggebender Parteien erfreuen. Für seinen persönlichen Verkehr jedenfalls scheint er den Begriff des lästig gewordenen Gastes nicht zu kennen.

Durch den jetzigen Reichskanzler und die Gräfin Bülow ist ein neuer, größerer, weltstädtischer Zug in das Gesellschaftsleben des offiziellen Teiles der Reichshauptstadt mit seinen vielfachen Verzweigungen gekommen. Sie vereinigen bei ihren großen Empfängen — und nicht bei diesen allein — Elemente, die nach Geburt, Stellung, Vermögen, politischen, sozialen und religiösen Anschauungen so verschiedenartig sind, daß sie sich bis dahin kaum auf demselben Parkett begegnet sind. Zum Teil ist dieses übrigens nur ein Widerspiel des vielseitigen und vorurteilsfreien, auch nicht unangefochtenen Verkehrs, den

Wilhelm II. unterhält. Eine feine künstlerische Note geht durch die Einrichtung und den Ton des Reichskanzlerpalais; manches, was an die Herkunft der Herrin des Hauses erinnert, nicht nur die gepuderten Köpfe der zahlreichen, für norddeutsche Augen etwas fremdartig livrierten Dienerschaft. Es ist mehr und größerer Stil in das Ganze gekommen; vornehm und gerade deshalb nicht übertrieben und protzig. Von Schwelgerei und materiellem Luxus keine Spur. Wen raffinierte oder ungewöhnliche Tafelgenüsse locken, der muß andere Häuser aufsuchen, an denen es nicht fehlt.

Der erste Kanzler des neuen Deutschen Reiches hat weniger repräsentiert, viel weniger und viel exklusiver, obwohl er das Talent dazu im höchsten Maße besaß. Er war ein sparsamer Hausvater, das Kind einer kargeren Zeit. Die Hauptsache: er hat es nicht nötig gehabt. Von ihm galt auch in dieser Beziehung, daß der Starke am mächtigsten allein ist. Seine Nachfolger haben in starker Progression gesellschaftlichen Verkehr ausgebildet und gepflegt; sie konnten ihrer ganzen Stellung und Natur nach nicht auf einsamer Höhe thronen. Für den Leiter der auswärtigen Beziehungen und der inneren Politik eines großen Reiches sind ausgedehnte und vielseitige persönliche Beziehungen auch ein Instrument seines Metiers. Es hieße den komplizierten Apparat der Staatsleitung sehr laienhaft und schematisch nach Verfassung und Staatsrecht beurteilen, wenn man verkennen wollte, welche wichtige Rolle zahlreiche Kanäle und Kanälchen und Verbindungen als Wege des Einflusses und der Information dabei spielen. Es ist kein Zufall, sondern entspringt politischer Notwendigkeit, daß der deutsche Reichskanzler von Anfang an Repräsentationsgelder bezogen hat; außer ihm, nebenbei bemerkt, nur noch der Staatssekretär des Aeußern und der des Innern. Bismarck und sein erster Nachfolger bezogen für solchen Zweck 18 000 Mark; unter Hohenlohe ist, tatsächlichen Bedürfnissen entsprechend, die Summe auf 64 000 Mark erhöht worden. Der gegenwärtige Reichskanzler wird dazu wahrscheinlich noch aus eigenem zuschießen müssen. Die Zeiten haben sich geändert; der Wert

des Geldes ist gesunken; die Ansprüche an das Leben und seine äußere Führung sind überall höher geworden. Binsenwahrheit! Wer dafür aus dem politischen Leben der Nation eine gesetzgeberisch festgelegte Tatsache von besonderer Beweiskraft und Anschaulichkeit sucht, der denke an das unglaublich bescheidene, enge und fast armselige Gebäude, in dem die Volksvertretung des Deutschen Reiches beinahe drei Jahrzehnte lang notdürftig gehaust hat, an der Stelle, wo jetzt das preußische Herrenhaus für einige Millionen sich elegant niedergelassen hat. Mit jenem ersten bescheidenen Reichstage vergleiche man jetzt den Palast am Königsplatz, der 25 Millionen gekostet hat, und dessen weite, prunkvolle Räume mit hohem Komfort den Herren Volksvertretern gerade recht sind. Und diese aus allgemeinen, gleichen Wahlen hervorgegangene Volksvertretung, deren große Mehrheit keine Verschwendungssucht kennt und über den wachsenden Luxus oft ernst und ehrlich klagt, die hat doch außerdem noch ihrem Präsidenten als Dienstwohnung ein sehr schönes Sandsteinpalais von Wallot bauen und einrichten lassen; sogar Equipagen stehen in der Remise; und sie will auf Initiative der Linken und ihrer radikalsten Teile dem Präsidenten auch Repräsentationsgelder wie dem Reichskanzler gewähren; nur daß Graf Ballestrem, weil er zufällig ein sehr reicher Herr ist, es für seine Person nicht wünscht. Dieses prächtige Reichstagshaus mit seinem Präsidentenpalais und dem geplanten Repräsentationsfonds sind auch ein Dokument, ein Beitrag — nicht zu dem, was man gemeinhin mit einer gewissen moralischen Note den steigenden Luxus nennt, sondern für den zwingenden Einfluß eines ungewöhnlich schnell und stark gewachsenen Nationalwohlstandes. Die Macht des Milieus! Wer sie verkennt, urteilt ungerecht über manche bedenkliche und häßliche Einzelerscheinungen und verfällt in gutem Glauben auf unwirksame Gegenmittel.

Ob die „gute alte Zeit" der Kargheit und der schlichten Lebensführung immer so gut war, wie ihre Lobredner aus ganz bestimmtem politischen Lager ihr sehnsüchtig nachrühmen? Um das kulturhistorisch festzustellen, müßte diese alte Zeit

genauer präzisiert werden. Für die unteren Klassen war sie jedenfalls viel schlechter, als reaktionäre Romantik es gern darstellt. Und für die oberen? Die Epochen haben gewechselt, auch in Preußen-Deutschland. In mancher hat es in den herrschenden Klassen oben und ganz oben in sittlicher Beziehung und auch im Punkte des Luxus und der Schwelgerei viel schlimmer ausgesehen als jetzt. Diese sogenannte gute alte Zeit ist auf immer vorüber; kein Machtgebot kann sie zurückbringen. Gegen die Entwicklung sozialer Verhältnisse und Sitten, die auf einem unaufhaltsamen wirtschaftlichen Prozesse beruhen, sind Gesetze und Verordnungen machtlos. Non leges sed mores! —

Deutschland ist im Laufe von kaum drei Jahrzehnten auf dem Wege der Entwicklung vom Agrar- zum Industriestaate in erstaunlich raschem Tempo zu größerem Wohlstande gelangt; die einzelnen Klassen und Berufszweige sind ungleich daran beteiligt; neue gewaltige Vermögen sind von dem im Großhandel oder in der Industrie tätigen Bürgertume angehäuft worden; soziale und gesellschaftliche Gegensätze und Standesunterschiede sind dadurch noch verschärft worden, und es fehlen nicht die unholden und bedenklichen Erscheinungen einer Uebergangszeit und unfertigen Kulturepoche. In den wirtschaftlichen und sozialen Kämpfen unseres politischen Lebens und der Gesetzgebung spiegelt sich dieser Kampf des Neuen mit dem Alten im großen wieder; im kleineren, aber eng damit verbunden, zeitigt er Unbehagen und Groll bisher bevorzugter Stände gegen das Vordringen neuer, überlegener Wettbewerber, und das, was neuerdings über steigenden Luxus und Wohlleben einzelner Stände und seinen verderblichen Einfluß auf das Staatsleben geklagt wird, ist auch ein Teil davon. Einzelner Stände! In Wahrheit sind es alle. Lebenshaltung und Ansprüche sind ganz allgemein gestiegen, wenn auch nicht gleichmäßig. Ernsten Betrachtungen und satirischen Schilderungen von der Verschönerungssucht der oberen Zehntausend und dem unschönen Gebaren einzelner entsprechen auf der anderen Seite die oft zitierten Bilder der Köchin und des Hausmädchens im

Federhut und Samtmantel, die bei derselben Modistin wie die Gnädige arbeiten lassen. Manches Mitglied unseres Landadels sieht in dem reichen Kommerzienrat oder Bankdirektor, der bei Hoffesten erscheint und mit Ministern verkehrt, auch nur so eine Art Köchin im Federhut.

Es gibt wohl keine Berufsklasse und keinen Stand, dem der steigende nationale Reichtum nicht mit der Zeit wenigstens auf indirektem Wege zugute käme, aber ungleich nach Zeit und Menge. Diejenigen Stände, zu denen die Ausflüsse am spätesten und regellos gelangen und die zugleich von altersher eine offiziell hochgeschätzte Stellung einnehmen, leiden unter den neuen Verhältnissen einer allgemein gesteigerten Lebenshaltung natürlich am meisten: Offiziere und Beamte. Das zeitigt manche traurigen Zustände, manche Verbitterung, und zwingt vielfach zu tapferem Entsagen und stillem Märtyrertum. Dem wird kein Einsichtiger Mitgefühl und Anerkennung versagen; denn was auch einzelne fehlen mögen: die Gesamtheit hält sich wacker und wahrt alte stolze Traditionen den schweren Aufgaben einer neuen Zeit gegenüber. Die Zustände bei uns sind noch gesünder als in anderen Ländern.

Eine neue Schicht aus der reichgewordenen Bourgeosie dringt gesellschaftlich vor und nimmt Positionen, die vor zwanzig Jahren noch für unzugänglich gegolten haben. Dabei geht es ohne einzelne groteske Erscheinungen des Parvenütums und Snobismus nicht ab. Auch der Reichtum und seine Verwendung wollen gelernt sein. Mancher, der sich jetzt in den Vordergrund stellt, ist frischer Autodidakt, und Autodidakten übertreiben leicht — in Trüffeln und in den ungewohnten Formen des Verkehrs mit Höherstehenden. Das Ganze aber ist eine ernst zu nehmende Erscheinung sozialer Entwicklung. Der Kaiser mit seiner selten gewürdigten, von imperatorenhaftem Wesen freien Vorurteilslosigkeit im persönlichen Verkehr unterhält rege und intime Beziehungen zu Männern, ohne Unterschied des Glaubens, die im Handel und in der großen Schifffahrt, in Technik, Wissenschaft und Industrie etwas bedeuten. Er verbringt gelegentlich lange Abendstunden angeregter Unter-

haltung in einem Kreise von Herren, von denen, wie man schaudernd erzählt, nicht die Hälfte getauft waren. Bei wem hat er nicht schon gegessen! Welchen Frauen hat er nicht schon die Hand geküßt und ihnen galant und flink wie der jüngste Leutnant das Taschentuch aufgehoben! Er beehrt Personen mit seinem intimen Verkehr, deren Söhne heute noch nicht Unteroffizier werden können und auf die Ernennung zum Amtsrichter mindestens sehr lange warten müssen. Wie lange ist's her, daß unter dem alten Kaiser das Haus des einen geadelten Bismarckschen Bankiers, weil in ihm Botschafter, Generaladjutanten, die hohe Aristokratie verkehrten, eine viel bestaunte Ausnahme war. Heute gibt's solcher Häuser schon eine ganze Anzahl. Daß ein veritabler Herzog aus altem Geschlecht nicht etwa ein verarmter, die Gattin des bürgerlichen Großindustriellen im Tiergartenviertel zu Tische führt, daß einige Prinzen und Botschafter mit den verwandten Damen des Hauses folgen, und daß Minister und Bankdirektoren paarweise in trautem Verein den Zug schließen, ist längst keine gesellschaftliche Kuriosität mehr. Der Besitz nivelliert. Die neue Macht des Handels und der Industrie wirkt ausgleichend gegen das Alte. Der Stall und der Rennplatz haben schon immer gewissermaßen geadelt. Das Automobil und anderer Sport, die Wohltätigkeit dabei nicht zu vergessen, tuen es neuerdings auch. Häupter und Sprossen alter Adelsfamilien betätigen sich wie in England in Finanz und Industrie. Grafen und Prinzen sind an den Arbeitspulten unserer Großbanken keine ganz seltenen Erscheinungen mehr.

Nutznießer und Verehrer des Alten sehen mit gemischten Gefühlen, meist aber mißtrauisch und feindselig auf das werdende Neue. Wer will es ihnen verargen! Sie glauben, aus der Ferne ein „ôte toi que je m'y mette" zu hören, fühlen sich in der Wahrung privilegierter Stellung und historischen Einflusses bedroht, und so klingt auch aus den Klagen über den zunehmenden Luxus und aus den Warnungen an Minister und andere höhere Stellen vor dem Zeit, Geld und Arbeitskraft raubenden modernen schwelgerischen Verkehr als vernehmbarer

Grundton ein deutliches: Zurück zu uns! Es handelt sich nicht um äußerliche Eitelkeit, gesellschaftlichen Neid und Rangstreit, die in das Gebiet der Komik und fröhlichen Spottes fallen. Vielfach auch unausgesprochen, oft aber schon in spitzen Bemerkungen und unzweideutigen Andeutungen der Presse, in Wahl- und gelegentlich auch in Parlamentsreden tritt die Befürchtung der am Hof und im Staat von alters her herrschenden Klassen zu Tage, daß dem gesellschaftlichen Vordringen der Spitzen einer reich und im Wirtschaftsleben der Nation machtvoll gewordenen Bourgeoisie bald auch der entsprechende politische Einfluß und danach die offizielle Anerkennung im Staatsleben folgen werde.

Argwöhnisch spürt man im konservativen und agrarischen Lager dem vermeintlichen Einflusse der Männer, mit denen Kaiser, Kanzler und Minister in intimem Verkehr stehen, bei einzelnen Akten der Gesetzgebung nach und macht sich das boshafte Vergnügen, den einen oder andern von ihnen gelegentlich als kommenden Minister auszurufen. Dabei mischt sich intrigante Bosheit mit ernsten Befürchtungen. Am deutlichsten sind diese hervorgetreten, als vor den letzten Landtags- und Reichstagswahlen Anläufe zu einer Zusammenfassung der Kräfte des gesamten in seinem Kern und Wesen liberalen Bürgertums und dazu sogar noch zu einem taktischen Zusammengehen mit der Arbeiterpartei genommen wurden. Die Sorge war berechtigt; denn wenn dieses Bürgertum, auf dessen Steuerkraft längst der Staat beruht, das machtvoll ist durch Leistungen in Handel, Industrie, Wissenschaft und Technik, sich einmal seiner Kraft bewußt würde, das Trennende beiseite ließe und sich gegen die Mächte der Reaktion zum Kampfe einigte, dann — politische Götterdämmerung! Es ist anders gekommen. Die verschiedenen Gründe mögen hier unerörtert bleiben. Aber seitdem mit Hilfe eines Teiles der bürgerlichen Parteien durch Gewalt und Rechtsbruch der Zolltarif durchgesetzt worden ist, und seit den dann erfolgten Wahlen herrscht Erleichterung im konservativ-agrarischen und im ultramontanen Lager und neue Zuversicht. Von der politischen Macht ist das Bürgertum für die nächsten

Jahre wieder ausgeschlossen; mögen nun auch noch einige mehr aus seinen Reihen sich des Verkehrs mit dem Monarchen und den Ministern erfreuen, und mag es langsam unpolitisches Terrain erobern, zur Herrschaft und berechtigten Geltung kommt es noch nicht. Es kann durch seine von Parlamentssitzen unabhängige Bedeutung im Wirtschafts- und Geistesleben der Nation in besonderen seltenen Einzelfällen einmal Schlimmes verhüten und verzögern, im großen vermag es nichts. Den Klassen, die Handel und Industrie, Wissenschaft und Technik zu hoher Blüte gebracht haben, werden die Gesetze auch weiterhin von gegnerischen Mehrheiten diktiert.

Herr Möller, das einzige Mitglied liberaler Herkunft im Ministerium Bülow, mahnt bei festlichen Gelegenheiten im Kreise von Kaufleuten und Industriellen nachdrücklich zu politischer Arbeit und Betätigung und fragt, weshalb bei uns aus den reichgewordenen Bürgerfamilien nicht, wie in England, wenigstens ein Sohn sich der Politik widme und damit eine patriotische Pflicht erfülle, die Adel und Grundbesitz und die Anhänger des Zentrums freudig und mit Opfern auf sich nehmen, von den Leistungen der Sozialdemokratie ganz zu schweigen. Der nationale Staat, die politischen Rechte und der Reichtum in England sind viel älter als bei uns. Wir sind junge Parvenüs mit den Fehlern solcher gegenüber altem, erworbenem Besitz. Große und einflußreiche Schichten des liberalen Bürgertums sonnen sich mit schwer begreiflicher Genügsamkeit in der Errungenschaft des unter Mitwirkung des Liberalismus entstandenen und ausgebauten Reiches, noch mehr in dem jungen, schnell erwachsenen Wohlstande, den es durch industrielle und kommerzielle Schöpfungen stolzester Art erworben hat. Die Tüchtigsten erschöpfen Kraft und Geist in gewaltigen Unternehmungen des Handels und der Technik. Talente und Charaktere, die früher dem politischen Leben dienstbar wurden, werden von Handel und Industrie absorbiert. Die Leitung großer Banken und Werke gewährt dem Tüchtigen mehr Gewinn und Befriedigung als ein parlamentarisches Mandat unter unseren Verhältnissen. Dazu kommt die verlockende

Neuheit aller Genüsse — edler und unedler — des materiellen Besitzes und der gehobenen sozialen und gesellschaftlichen Stellung. Die glaubt man — gar nicht einmal immer mit Recht — durch Teilnahme am politischen Kampfe gefährdet. Die neuerwachte Freude und das Verständnis für feinere und gröbere Genüsse lenkt vom rauhen politischen Leben ab. Der Stolz auf das künstlerisch eingerichtete neue Haus, das Behagen am herrschaftlichen Landsitz ziehen die Arbeitsreichen ab. Die Kunst von Bayreuth lockt stärker als der Lärm einer Wahlversammlung oder der dritte Tag einer Etatsdebatte über Soldatenmißhandlungen. Ob Ernst Kraus nun endlich in Berlin den Tristan singen wird und wer der nächste Siegfried in Bayreuth ist, erscheint manchem wichtiger als die Person des Reichstagskandidaten. Eine Automobilreise die Riviera entlang, der Winteraufenthalt am Nil, eine kleine Welttour, wenigstens bis nach Indien, üben stärkere Anziehung als eine Kommissionssitzung über die Krankenversicherung der Seeleute. Das läßt man andere besorgen. Der Herr Generalsekretär mag das Mandat annehmen und besten Falls gibt man Geld für die Wahlen. Viele absorbiert auch der Sport, der sie mit vornehmen Kreisen in Berührung bringt.

Politischer Epikureismus ist über große Teile des reichgewordenen Bürgertums gekommen: *λάθε βιώσας,* bene vixit, qui bene latuit. Fern vom politischen Treiben mit seinen Aufregungen und Enttäuschungen lebt sich's nach den Anstrengungen der gewinnbringenden Tätigkeit behaglicher. Kleinlicher Ehrgeiz und Eitelkeiten sind bei nicht wenigen, von edlen Ausnahmen abgesehen, stark gewachsen. Mancher, der reicher und unabhängiger, in vielen Beziehungen auch mächtiger ist, als manche Fürsten, schielt doch beglückt nach der Gunst von oben, auch wenn dieses „Oben" gar nicht hoch ist. Ordens- und Titelsucht machen sich komisch widerwärtig bemerkbar. Verständige, in ihrem Wirkungskreis tüchtige Männer tragen doch bei passender und unpassender Gelegenheit mißfarbene Ordensbänder und Sterne irgend eines exotischen Potentaten, dem sie wahrscheinlich wegen seiner bedenklichen Sitten und

der Anrüchigkeit seiner Familie den Verkehr in ihrem Hause mit Frau und Töchtern nicht lange gestatten würden, und dem sie jedenfalls ihr Portemonnaie nur bis zu der für Spenden à fonds perdu gesetzten Grenze öffnen.

Doch wozu Sitten predigen? Soziale und kulturelle Aenderungen vollziehen sich langsam. Mancher glaubt, Anfänge einer Besserung zu entdecken. Es tauchen Männer der jüngeren Generation auf, wenn auch erst spärlich, die trotz Reichtum und Zugehörigkeit zum Korps und zu einem vornehmen Kavallerieregiment doch im Sinne des Liberalismus politisch tätig sind. Vielleicht liegt die Zeit nicht fern, in der die dem liberalen Bürgertum im weitesten Sinne feindlichen Mächte die Grundlagen noch ernster als bisher schon bedrohen, auf denen die Errungenschaften und das Behagen des Bürgertums beruhen. Dann wird die Entwicklung vielleicht schneller gehen, und die jetzt durch Untätigkeit schwere Schuld auf sich laden, werden sich wieder bewußt werden, daß die Teilnahme am Staat doch die höchste Ehre und das stolzeste Glück des Mannes ist.

Der Jahrmarkt der Eitelkeiten.

25. September 1904.

Ein kürzlich gestorbener Bankier, der als feinsinniger Autographensammler bekannt war, hatte aus der an den ältesten Sohn übergegangenen Hinterlassenschaft des Feldmarschalls Freiherrn v. Manteuffel zahlreiche Briefe und Dokumente und andere interessante Stücke erworben. Es waren zum Teil Dinge, die der Sohn eines Generals und Staatsmannes nur aus Not oder Leichtsinn weggibt. Beides, ursächlich vereint, traf zu. In der Familie des Feldmarschalles und Statthalters, der ein eleganter Soldat und vornehmer Mann, aber zeitlebens ein schlechter Wirt gewesen war, saß der Wurm. Es waren Briefe des alten Kaisers Wilhelm, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, Bismarcks darunter, interessante Beiträge zur Geschichte der Zeit und des Hofes, namentlich auch zu dem gespannten Verhältnis, das zwischen dem Prinzen Friedrich Karl und dem Kronprinzen bestanden hatte. Der Sammler hatte mir diese Sachen gezeigt und sie mich lesen lassen. Gelegentlich erzählte ich Miquel davon, der seit einem Jahre Finanzminister war. Er kam auf die Idee, daß die Regierung oder der Hof ein Interesse haben könnten, manche dieser Schriftstücke zu erwerben. Ob der Besitzer sie verkaufen würde? — Das wußte ich nicht, bezweifelte es aber, denn Geld konnte den begüterten Sammler nicht locken. — „Ist er vielleicht noch nicht Kommerzienrat?" fragte Miquel. — „Geht denn das so leicht?" entgegnete ich naiv. — „Gewiß geht es," versetzte er, „für so einen Titel oder einen Orden kann man vieles bekommen."

Ob Miquel die Idee weiter verfolgt hat, ist mir nicht bekannt. Aber an des Klugen und Vielgewandten: „Für einen Titel oder Orden kann man vieles bekommen", habe ich im Laufe der Jahre bei manchem bestimmten Anlaß nicht selten heiter gedacht und auch gelegentlich erfahren, für wie vieles man Titel und Orden bekommen kann.

Armer Oberhofmeister, der jetzt herzkrank im Harz sitzt! Seine Erfindung ist das System, das mit nicht mehr ganz klarer Verallgemeinerung auf seinen Namen getauft wird, nicht. Die Umsetzung von Titeln und Orden in materielle Werte und Leistungen mannigfacher Art ist schon recht alt, vermutlich so alt wie die menschliche Eitelkeit; auch sehr weit verbreitet, und in anderen Ländern noch üppiger ausgebildet und fruktifiziert als bei uns. Er hat es nur wie eine gewerbsmäßige Spezialität auf ein Gebiet übertragen, dem gerade — nicht nur nach der Empfindung frommer Seelen — die geschäftliche Ausnutzung der Eitelkeit und die Belohnung guter Werke durch irdischen Tand fern bleiben sollte; er hat sich dabei unklug und überhebend mit Menschen eingelassen, die bald darauf als Schwindler dem Strafrichter verfielen und — das Schlimmste — wir sahen plötzlich und erschreckt, daß Staatsanwalt und Strafgericht vor den durch ihn geschaffenen Beziehungen dieser Menschen Halt zu machen suchten. Das, was sich durch ihn und was sich um ihn ereignet hat, erheischte die Beseitigung des einflußreichen Mannes. Nach seiner, in milder Form etappenweise erfolgten Entfernung wird an berufener Stelle noch über manche, der nun einmal mit seinem Namen verknüpften, bedenklichen Erscheinungen, die das Gebiet der staatlichen Verwaltung und Rechtsprechung berühren, sachlich und ruhiger gesprochen werden.

In den, aus dem Falle Mirbach üppig aufgeschossenen Unterhaltungen dieses dürren Sommers ist auch der Vorschlag aufgetaucht, die Verleihung von Titeln und Orden gesetzlich zu regeln und zu einer Einnahmequelle des Staates auszubauen: eine Eitelkeitssteuer! Es war wohl satirisch gemeint; aber in einer Zeit, in der die permanente Steuersuche seltsame Blüten zeitigt, und von einzelnen als patriotischer Sport betrieben wird, mag mancher den Gedanken auch ernst genommen haben. Warum sollte der Staat, der die Spielsucht seiner Bürger ausnutzt, nicht auch die Eitelkeit ausbeuten und für reiche Ehrgeizige einen kgl. Donationsrat, und für die ganz Reichen und ganz Ehrgeizigen das pompös klingende Ew. Munifizenz schaffen?

Im Grunde ist diese Idee auch nicht neu. Die deutschen Kaiser haben sie seit alten Zeiten praktisch verwertet und durch den Handel mit Adels- und Ratstiteln planvoll ihren Finanzen aufgeholfen. Auf „des Kaisers Brief", der für Geld käuflich war, beruht der größte Teil des deutschen Städteadels, und hier liegt der Ursprung manches edlen Geschlechts, das heute noch mit Helm- und Wappenzier prunkt, als ob es mindestens den Kreuzzügen entstammte. Und diese Briefe waren billig. Es wurde, wie Gustav Freytag nach einem Zeitgenossen zitiert, schließlich „ums Macherlohn" geadelt. Es regt zu sehr zeitgenössischen Vergleichen an, wenn man in Bildern aus der deutschen Vergangenheit liest: Wer in den Städten eitel war und unruhig nach der Höhe rang, der erwarb sich des Kaisers Brief. Diese Adelsbriefe waren seit alter Zeit eine beliebte Einnahmequelle für bedürftige deutsche Kaiser. Schon Wenzel und Siegismund hatten schonungslos geadelt, Krämer und zweideutige Leute, jeden, der bereit war, einige Goldgulden zu zahlen. Dagegen hatten schon 1416 auf dem Konzil zu Konstanz Fürsten und Adel vom Rhein, Sachsen, Schwaben und Bayern den Kamm gesträubt, eine Revision in ihren Kreisen vorgenommen und die Eindringlinge ausgemustert. Aber die Briefe der Kaiser hörten deshalb nicht auf; selbst Karl V. stand in dem traurigen Rufe, „jeden Salzsieder um wenige Dukaten tapfer in den Adelsstand zu erheben". Noch geschäftsmäßiger wurde das Verfahren unter Ferdinand II. und seinem Nachfolger. Nach 1648 endlich ward das Geschäft vom Kaiserhofe so massenhaft betrieben, daß die Fürsten und Stände im Reichstagsabschied von 1654 und hundert Jahre später bei der Wahlkapitulation Karls VII. gegen die Nachteile protestierten, welche durch solche Privilegien ihren eigenen Hoheitsrechten und Einnahmen zugefügt würden.

Das war einmal! Inzwischen ist es besser geworden, gewiß! Der Kaiser und die Fürsten des neuen Deutschen Reiches behandeln ihre Hoheitsrechte im allgemeinen nicht mehr wie eine milchende Kuh zu offenem Milchverschleiß; aber in minderem Maße, in anderen Formen, verschämt und auf halbversteckten Wegen unter der so vieles und ungleiches deckenden Flagge der Wohltätigkeit und der patriotischen Spende wird auf dem

Eitelkeitsmarkte weiter gehandelt. So kommen Titel und Orden — in Preußen allerdings recht selten — auch noch Adelsbriefe zustande. Der von einer Zeit schnell erworbener und großer Reichtümer untrennbare Snobismus wirkt belebend auf diesen Markt.

Wie lange ist es übrigens her — noch nicht zwanzig Jahre —, daß der letzte Koburger, Herzog Ernst, mit dem lustigen Beinamen der „Adeler", nicht nur mit Sternen und Kreuzen nutzbringend wirtschaftete — das geschieht auch anderswo — sondern auch Kammerherrn- und Legationsratstitel, den einfachen Adel und den Freiherrnstand für bare Leistungen und nicht etwa zu Kirchen- und Kapellenbauten ungeniert und rücksichtslos vertrieb. So rücksichtslos, daß man in Berlin böse wurde und den von solchen Charakter- und Standeserhöhungen beglückten eigenen Landeskindern grundsätzlich die Anerkennung versagte. Es laufen nicht wenige herum, die deshalb in aller Stille Koburger Staatsbürger wurden, um sich des bar erworbenen Glanzes straflos zu erfreuen.

Die Moral hat in der Politik viel weniger Platz, als gute Menschen glauben, auch in der Steuerpolitik nicht, obgleich in ihr viel von ausgleichender Gerechtigkeit gesprochen wird. An moralischen Bedenken würde eine Eitelkeitssteuer, an die übrigens unser Stempelsteuergesetz manche Anklänge aufweist, nicht scheitern. Auch über die Gefahr eines Konkurrenzkampfes der einzelnen deutschen Landesväter, die zu ähnlichen Erscheinungen führen könnte, wie der unlautere Wettbewerb unserer Staatslotterien, käme man vielleicht hinweg. Die Steuerkünstler des Zentrums würden schon eine Lösung finden, aber — die Steuer würde zu wenig einbringen. Viel weniger wahrscheinlich als jetzt die mehr oder minder ausgesprochene Hoffnung auf äußere Ehren und Anerkennung in den vielgestalteten und künstlichen Formen der Wohltätigkeit gemeinnützigen Zwecken zuführt.

Mit der offiziell etablierten Käuflichkeit würde den Orden und Titeln, den Charakter- und Standesverleihungen der eigentliche Reiz geraubt werden; sie würden bald unverkäuflich, „Brief" in der Sprache der Börse sein. Im Geheimnis und der Verschleierung ihres Ursprungs liegt ja allein ihr Wert;

in der holden Täuschung, die oft genug zur Selbsttäuschung wird, daß schließlich doch durch Verdienste idealer Art und nicht durch schnöde verdientes Geld die Auszeichnung erworben sei. Nur nicht nach dem Ursprung forschen! O rühret, rühret nicht daran! Wer abhängig ist, dem kann das sogar schlecht bekommen. Da hat jüngst der Sohn eines Fürsten und ehemaligen Botschafters ein edles Fräulein aus Oesterreich geheiratet, von jungem Adel, der aus blühendem Holzgeschäfte des Großvaters stammt. Der genealogisch geschulte Redakteur eines großen Zeitungsverlages hat den Ursprung des Geschlechtes, durchaus nicht etwa boshaft oder kritisch, der großen Abonnentenzahl im Tone eines loyalen Gratulanten geschildert. Es ist ihm schlecht bekommen. Der fürstliche Vater des Bräutigams hat es übel genommen, und die Macht eines Fürsten, auch wenn er nicht mehr Botschafter ist, ist groß. Der genealogische Schriftsteller schreibt nicht mehr. Hoffentlich findet er einen anderen Zeitungsherrn, denn er schrieb wirklich recht hübsch und wußte das Volk für die intimen Vorgänge in der Höhe bewundernd zu interessieren. Die große Menge bleibt ja merkwürdig naiv, auch die sogenannten Gebildeten; ihr imponiert der Glanz, dessen wahren Ursprung sie nicht kennt, und auch dann noch, wenn sie ihn dunkel ahnt. Die Zahl der Wissenden und der Spötter ist zwar nicht gering, aber sie denken und sprechen darüber mit dem verzeihenden Humor für menschliche Eitelkeit. Die wissen zu erzählen, wie es lange vor dem vielgenannten Oberhofmeister einflußreiche Hofmarschälle und Kammerherren gegeben hat, denen bekannte Finanziers ihre Titel verdanken; wie ein früherer Polizeipräsident von Berlin, der ein großer Feinschmecker war, noch auf dem Sterbebett, als ihm der alte Kaiser Wilhelm einen Wunsch erfüllen wollte, gebeten hat: Majestät, machen Sie den X. zum Geheimen Kommerzienrat, ich habs ihm versprochen. Und der gute Kaiser tat es. Die Wissenden kennen die Wege, auf denen, nicht durch direkte Leistungen aber durch indirekte, an sich durchaus würdige reiche Leute ungewöhnlich früh zur ersehnten Auszeichnung gelangen: wie für eine recht mäßige statistische Arbeit, die er gerade in einer bestimmten politischen Situation brauchte, ein Reichskanzler dankbar und vor-

nehm zu einem Geheimratstitel verhalf. Und wenn man in diesen Kreisen gelegentlich dem Adel einiger reichen deutschen und österreichischen Familien nachforscht, dann hört man, daß sie „von der Kaschau-Oderberger Linie" stammen. Die Eisenbahnlinie nämlich dieses Namens war in ihrer sündhaften Jugend in peinlicher Bedrängnis, die Regierungen in Wien und Budapest bemühten sich, in aller Stille eine größere Summe aufzubringen, um die Sache totzumachen, und so sind eine ganze Anzahl reicher Familien, die dazu je einige zwanzig- oder dreißigtausend Gulden beisteuerten, Ritter und Barone geworden. Sie blühten und gediehen; der metallische Ursprung ist vergessen, und sie sind zum Teil schon mit älterem Adel verschwägert.

Wie in anderen Ländern Eitelkeit und Ehrgeiz kaum verhüllt den Zwecken der Regierung mit großen Summen für Wahlagitationen dienstbar gemacht wird, ist an manchem Beispiele bekannt. Im Vergleich dazu leben wir in Deutschland im Zustande frommer Unschuld. In einem befreundeten östlichen Nachbarreiche, in dem man gelegentlich bei festlichen Anlässen über die Würde und Ehre der Presse und über die Hebung des Journalistenstandes in schönen Sätzen spricht — es ist zum Heulen! — beläuft sich der Preßfonds der Regierung auf eine siebenstellige Zahl, und was darüber hinaus kluge Staatsmänner in den schwierigen politischen und nationalen Kämpfen des Reiches an materiellen Mitteln brauchen, das wird gelegentlich recht ungeniert auch durch die Befriedigung der Ehr- und Titelsucht aufgebracht. Im frommen Deutschland ist man streng. Die monarchische Gesinnung, die sich bei höchsten Verlobungen und allerhöchsten Entbindungen rührend offenbart, nimmt auch die aus den Hoheitsrechten der Krone fließenden Titel und Auszeichnungen höllisch ernst und sorgt dafür, daß alles reinlich zugehe. Mirbach hat's erfahren. Vom Standpunkt des Regierenden aus ist das, was zum Eitelkeitsmarkte gehört, auch wirklich ernst. Güter und Lehen wie früher, durch die er sich treue Anhänger und Vasallen schuf, hat der Monarch nicht mehr zu vergeben. Die paar preußischen mageren Domherrenstellen kommen nicht in Betracht. Orden, Titel, „Auszeichnungen" sind eine Art Ersatz für das alte

Lehensrecht, durch sie werden viele besonders fest dem Herrscher und dem Staate verbunden. Das Stück alten preußischen Spartanertums, das in der karg besoldeten Beamtenschaft und auch über diese hinaus noch erhalten ist, hat eine seiner nicht zu unterschätzenden Lebensquellen in den Ehren, Gnaden und Würden, die der König verleiht. Man darf sich nicht täuschen über die Wirkung der immer länger werdenden Ordenslisten, durch die am Geburtstag des Königs, beim Ordensfest am 18. Januar, bei Reisen und Manövern Tausende vom Allgemeinen Ehrenzeichen bis zu den Großkreuzen hinauf beglückt werden. Sie bieten vielen Ersatz für das, was der Staat ihnen für ihre Dienste sonst schuldig bleibt. Wenn diese Beamtenschichten, die sich zum Teil schon in einem sich verschärfenden sozialen Gegensatz zu einer reich und üppig gewordenen Bourgeoisie befinden, nun sehen, daß den Begüterten dank ihrem Geld auch das an Ehren und Auszeichnungen leicht zufällt, was jene sich langsam und schwer verdienen, dann wächst der Unmut und der Klassengegensatz und es entsteht böses Blut.

Die stolze Bürgertugend, der das Bewußtsein des eigenen Wertes genügt, ist eine sehr langsam wachsende Pflanze, der die Temperatur unseres wirtschaftlichen Zeitalters nicht günstig zu sein scheint. Mit Gesetzen und Dekreten ist auf diesem Gebiete nichts zu machen! Non leges, sed mores. Die Sitten wandeln sich langsam und auch nicht immer zum Besseren.

Vom diätenlosen Reichstage.

1. Januar 1905.

Ein angesehener Berliner Journalist, der vor einigen Jahren seine silberne Hochzeit feierte, erzählte bei der Gelegenheit, daß er dauernd den Garderobenaufwand seiner schnell angewachsenen Familie und außerdem ihre Sommerreisen aus den Honoraren für Leitartikel über die Notwendigkeit der Einführung von Reichstagsdiäten bestritten habe. Dieser betriebsame Hausvater hat vorerst keine Erwerbsstörung zu befürchten. In dieser Zeit des Schenkens und Wünschens, die das alte Jahr in das neue überleitet, geht die deutsche Volksvertretung wieder leer aus, obwohl sie im Dezember viel Stimmung und mit vorher nie erreichter warnender und mahnender Dringlichkeit den Wunsch der Diäten nicht als eines Luxusgeschenkes, sondern als einer für die gesunde Existenz und Entwicklung des Parlamentarismus notwendigen Anschaffung laut erhoben hatte.

Eisern Vieh stirbt nie. Es werden voraussichtlich, wenn nicht einmal eine Plötzlichkeit eintritt, noch Hunderte scharfsinniger Aufsätze zu Gunsten einer Entschädigung der deutschen Volksvertreter geschrieben und die Gründe für ihre Notwendigkeit durch immer neue Erfahrungen unseres parlamentarischen Lebens vermehrt werden. Edles Bemühen! Für einzelne auch eine im Sinne des Einkommensteuergesetzes „nutzbringende Beschäftigung". Im übrigen aber lauter Predigten für längst Gläubige oder Bekehrte. Denn wer widerstrebt denn eigentlich noch der Einführung einer angemessenen Entschädigung für die Tätigkeit der gesetzgebenden Volksvertreter? Die Konservativen: im Reichstag eine kleine Minderheit, außerhalb desselben einflußreicher als bei den Abstimmungen. Es ist ein Stück Bismarckscher Orthodoxie, die an der Diätenlosigkeit trotz der durch Tatsachen und Erfahrungen längst erfolgten Widerlegung aller ihrer Voraussetzungen hartnäckig festhält. Vage Hoffnungen auf eine für

Diäten einzuhandelnde Aenderung des Wahlrechtes spielen bei manchem mit; aussichtslos für absehbare Zeit. Nicht einmal die ganze Rechte widerstrebt mehr; ihre agrarischen und antisemitischen Anhängsel sind schon abgefallen und haben sich zur großen Mehrheit des ganzen übrigen Reichstages gesellt. Der Bundesrat wäre für die Sache sofort zu haben, wenn Preußen voranginge. Das ist ein öffentliches Geheimnis. Und ein anderes öffentliches Geheimnis ist, daß der gegenwärtige Reichskanzler, wie übrigens auch schon sein Vorgänger, von der Notwendigkeit, Diäten im Interesse unseres Parlamentarismus einzuführen, durchaus überzeugt ist oder es wenigstens war.

Vertrauliche Aeußerungen des politischen Verkehrs genießen bei uns von den Angehörigen aller Richtungen den Schutz weitgehender Diskretion; sie wird im allgemeinen ehrlich und streng, selbst unter schweren Umständen, geübt. Ein nicht unwichtiger und jedenfalls der interessantere Teil unseres politischen Lebens beruht auf dieser anständigen Uebung. Vielleicht also war es gar nicht vertraulich gemeint, jedenfalls ist es bekannt geworden, daß Graf Bülow zur Zeit der Maienblüte seiner Kanzlerschaft in einer gelegentlichen Unterhaltung mit einem vielgenannten, jetzt erkrankten Führer der Linken sich ganz spontan und lebhaft für die baldige Einführung von Diäten und zwar ohne die in reaktionären Köpfen spukenden „Kompensationen" ausgesprochen hat; die Volksvertretung dürfe nicht in den Verdacht kommen, materielle Vorteile gegen Rechte einzutauschen. Auch die Wege der Kanzlerschaft sind mit guten Vorsätzen gepflastert, und die liebenswürdige Rolle des Bon Prince liegt dem freundlichen Manne von Natur, der nicht einmal gegen seinen Pudel hart sein kann, wenn dieser einem harmlosen Besucher die Hosen zerreißt. Sein großer Vorgänger war nebenbei bemerkt auch nachsichtig gegen die Ungezogenheiten seines Reichshundes. Eine auch nach anderer Richtung interessante kleine Begebenheit beweist es. Zwei oder drei Jahre nach der Entlassung des Fürsten Bismarck war ein geistvoller liberaler Parlamentarier in Kissingen sein Tischgast. Plötzlich schnappte diesem der große Reichshund ein halbes Rebhuhn vom Teller. „Pfui, Tyras!" rief der Alte,

fuhr aber dann gleich ruhig und langsam nachdenklich fort: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, die Unart des Hundes; er ist von schlechter Rasse. Er ist ein Geschenk des jetzt regierenden Kaisers, und er hatte ihn, glaube ich, durch Herrn von Bötticher besorgen lassen, der auch von Hunden nichts versteht und ihn mit Hilfe seines Schwagers irgendwo in der Provinz Sachsen aufgekauft hat. Ich hatte früher einen Hund edler Rasse, aber Geschöpfe edler und unedler Rasse vertragen sich nicht miteinander, und so hat jener weichen müssen."

Um vom Hunde wieder auf die Diäten zu kommen: Graf Bülow läßt sich nicht gern daran erinnern, daß er die politisch notwendige und staatsmännisch kluge Idee als eine Art Morgengabe für den Reichstag verwirklichen wollte. Drum redet er sich, wenn er schon nicht anders kann, wie in der letzten Etatsdebatte, um die Sache herum. Er sagt nicht gerade Nein, wenn Diäten verlangt werden, und er spricht vor allen Dingen kein „Niemals", aber er hält den Zeitpunkt nicht für geeignet, er will die Frage nicht „pro hic et nunc" lösen und vertröstet auf später. Er verweist auf das Recht des Bundesrats, Anträge des Reichstages abzulehnen, und will, daß das nicht als Unfreundlichkeit empfunden werde. Gewiß: qui suo jure utitur, neminem laedit. Das gilt aber nur in Rechtsgeschäften; in der Politik wird der starre Gebrauch eines Rechtes oft genug als Kränkung empfunden, und in ihr haben Stimmungen praktische Folgen. Der Reichskanzler muß auf Hindernisse bei den Ausführungen seiner edlen Absichten gestoßen sein. Das ist ein kleiner Beitrag zu der oft verkannten Tatsache, daß es nicht um Sollen und Wollen, sondern um das Können in der Politik sich handelt, wodurch sie sich u. a. von der Rhetorik und der Philosophie unterscheidet.

Den Kerls auch noch Diäten! Ob das etwas unangenehm und kräftig klingende Wort dem Munde des Kaisers wirklich entflohen sein mag, dem man es zuschreibt, oder ob es nur als kondensierte Formel für den tatsächlichen Widerstand und seine Gründe geschickt erfunden worden ist? Das ist nicht leicht zu entscheiden. Wilhelm II. hat die Welt an eigenartige und überraschende Kundgebungen seines Herrscherwillens und seiner Ansicht über die verschiedensten Gebiete

des staatlichen Lebens und so ziemlich aller menschlichen Betätigungen derart gewöhnt, daß das Nil admirari weithin zur Geltung kommt. Und es gibt bereits witzige, erfindungsreiche, nicht immer gerade freundliche Geister, die nach berühmtem Muster arbeiten und den Stil des hohen Autors nicht übel nachahmen. Es passiert kaum noch etwas im In- und Ausland, vom russisch-japanischen Krieg bis zur Italianisierung des Rolands von Berlin, ohne daß bald darauf in engeren und weiteren Kreisen epigrammatisch zugespitzte Aeußerungen des Kaisers darüber umgingen, von denen aus naheliegenden Gründen nur wenige bis zur Verbreitung durch Druckerschwärze gelangen. Fast alles wird geglaubt, auch was dem Kundigen sich als Imitation erweist. Vielleicht ist auch das Wort von den „Kerls" und den „Diäten" nur eine Imitation, Stil Frédéric Le Grand. Sollte es aber, wenn auch vielleicht nicht der Form, so doch dem Sinne nach echt sein, dann würde es nur beweisen, daß der Kaiser sowohl über das Wesen der Diäten wie über den Reichstag sehr mangelhaft unterrichtet ist; denn nur Unkenntnis kann beide in einen Zusammenhang von Belohnung oder Strafe bringen und als ein Interesse des einzelnen Abgeordneten ansehen, was nur ein Interesse der Institution ist. Mangelhafte Kenntnis des Wesens der Volksvertretung und ihrer Einrichtung an hoher Stelle überrascht diejenigen, die den Dingen näher stehen, durchaus nicht. Die General-Entschuldigung für die Unzulänglichkeit gekrönter Häupter, die in dem Ausspruch Semilassos liegt: „Es gibt schwarze Menschen, es gibt weiße Menschen und es gibt — Fürsten!", hat auch heute noch Geltung, obwohl inzwischen in den konstitutionellen Staaten viele Schranken gefallen sind, und sie gilt auch auf manchen Gebieten für einen so modernen, vielseitigen Verkehr pflegenden und auf den verschiedensten Wissensgebieten universell dilettierenden Monarchen wie Wilhelm II. Er steht manchem, was sogar zu seinen Regentenpflichten gehört, fremder gegenüber, als man glauben sollte.

Einer unserer klügsten Staatsmänner aus dem letzten Dezennium, der inzwischen dem Amt und dem Leben entrückt ist, — denn Staatsmänner, die interessante Geschichten erzählt haben, sind immer tot oder verabschiedet, wie Herr von

Oldenburg genau weiß — schilderte einst in ernster Unterhaltung, daß die Aufgabe des Reichskanzlers und der Minister dem Kaiser gegenüber zuweilen auch dadurch recht erschwert werde, daß dieser von der Natur des Reichstages und seinen Partei- und Mehrheitsverhältnissen doch nur eine unvollkommene und nicht zutreffende Vorstellung habe. Natürlich ist er über die staatsrechtliche Stellung der Volksvertretung unterrichtet, weiß auch, daß sie in viele Parteien zerfällt, aber er ist geneigt, den Reichstag wie ein einziges Individuum zu behandeln, das einheitliche Ueberzeugungen hat oder sich beibringen ließe, von Haß und Liebe bewegt werde und sich begeisternd und zu raschen Entschlüssen treiben ließe. So ist es aber bekanntlich nicht. Der Reichstag besteht aus Parteien, und zwar aus vielen, und jede hat eigene Anschauungen und Ueberzeugungen und Neigungen, von denen sie nur sehr schwer abzubringen ist. Man kann einzelne Volksvertreter überzeugen und für eine Idee der Gesetzgebung begeistern, ganze Fraktionen schon viel schwerer. Mit den einzelnen ist wenig gewonnen; denn die hängen an der Fraktion und ihrem alten Programm, wie viele an der Kirche, in der sie geboren und von der sich öffentlich loszusagen und gegen die aufzutreten ihnen auch dann noch sehr schwer fällt, wenn sie innerlich den Glauben an sie verloren haben. Den ganzen Reichstag nun gar oder eine starke Mehrheit in ihm zu neuen politischen Ideen und Vorschlägen hinzureißen, ist sehr, sehr schwer. Das gelingt nicht im Ansturm, wie ein impulsiver Monarch vielleicht sich denkt und von seinem Kanzler und seinen Ministern vielleicht verlangt. Es geht da nicht zu wie im Drama auf der Bühne und für gewöhnlich ist die Bildung einer Mehrheit für neue große Projekte weit mehr ein Geschäft und eine Rechenaufgabe als eine pathetisch stürmische Aktion. Die Psychologie der Volksvertretung ist dem Kaiser zum guten Teile fremd, und der Staatsmann, der die daraus erwachsenden Schwierigkeiten wohl mehrfach empfunden hatte, meinte damals, daß es vielleicht gut und klug wäre, den Kaiser, der ja jedem Verkehr unschwer zugänglich ist, mehr als bis dahin mit Abgeordneten aller Parteien, auch denen der Opposition, zusammenzubringen, damit er so vielleicht die Schwierigkeiten kennen lerne, mit

denen sein Kanzler und seine Minister zu kämpfen haben. Keine üble Idee. Einer, der damals darum befragt wurde, antwortete: „Gewiß, die Abgeordneten müssen nur danach sein." Darauf käme allerdings alles an. Es müßten Männer sein, die nicht gleich in der Rolle des Maltheserritters Gedankenfreiheit verlangen, sondern ruhig und sachlich und offen mit dem Kaiser zu sprechen wissen und die auch nicht der Versuchung unterlägen, ehrfurchtsvoll vor ihm zu ersterben, wie Graf Ballestrem, wenn er im Kurialstil ein Glückwunschtelegramm schreibt. Auch dieser erstirbt übrigens nur auf dem Papier; im persönlichen Verkehr mit dem Monarchen tut er es nicht. Also etwa Volksvertreter, die die so beliebte „goldene Mitte" zwischen Marquis Posa und Graf Ballestrem innehalten würden.

Bestimmtere Vorschläge möchte ich nicht machen, weiß auch nicht, in welchem Umfange die Idee einer Art parlamentarischer Hilfsaktion für bedrängte Staatsmänner zur Ausführung gelangt ist. Es scheint nach äußeren Beobachtungen nichts oder nicht viel daraus geworden zu sein. Wie wär's, wenn der jetzige Reichskanzler sie sich aneignete? Den dazu notwendigen Einfluß besäße er; und gerade in der Frage der Diäten, um das nächste Beispiel zu wählen, könnte der Kaiser gewiß bald eines Besseren belehrt werden, wenn er nicht nur überwiegend mit konservativen „Kerls", sondern auch häufiger mit den Herren anderer Parteien in näheren Verkehr käme. Dann würde er überzeugend erfahren, wieviele Opfer nicht nur an Vermögen, sondern auch an geistiger und körperlicher Kraft und Gesundheit und Familienglück die kleine auserwählte Schar der wirklichen parlamentarischen Arbeiter einer Gesetzgebung opfert, die, von Jahr zu Jahr schwieriger und komplizierter, in der Hauptsache nur noch von Männern bestritten werden kann, die aus dieser patriotischen Aufgabe einen Beruf und ein Spezialstudium machen. Herr Karl Bachem, der jüngst sein Landtagsmandat niederlegte, weil Kraft und Gesundheit nur noch für den Reichstag reichten, ist durchaus nicht der einzige unserer älteren Parlamentarier, die nachweisbar und sichtlich der Ausübung ihres Mandats die besten Jahre und Kräfte ihres Lebens opfern. Die Zahl der abgearbeiteten

Volksvertreter ist groß und findet ihr Gegenstück nur in einzelnen Ministern und hohen Reichsbeamten, die sich in der Ueberproduktion unserer Gesetzgebung aufreiben. Dann würde der Kaiser auch erfahren, wie es kommt und daß hauptsächlich der Mangel an Diäten daran schuld ist, wenn die Zahl der arbeitenden und einflußreichen Parlamentarier immer kleiner wird, und auf diese Weise die Gesetzgebung immer mehr — und damit auch der politische Einfluß — in die Hände einer Art parlamentarischer Bureaukratie gerät. Ob sich mit dieser besser wirtschaften läßt als mit der vollbesetzten und an allen Stadien der Gesetzgebung teilnehmenden Volksvertretung, sollten sich der Kaiser und seine verantwortlichen Berater einmal ganz besonders überlegen.

Was der einzelne Abgeordnete je nach seiner sozialen Stellung und seinen Lebensgewohnheiten direkt für den Aufenthalt in Berlin opfert, ist so verschieden, wie Herr Bebel es jüngst für die sozialdemokratische Partei als Maßstab für die Bemessung ihrer Parteidiäten „nach dem sozialen Stande und der sozialen Stellung der einzelnen Genossen" geschildert. Richtig und doch wieder unrichtig. Für viele, die zu Hause ein Geschäft oder einen freien Beruf haben, sind die Kosten des Berliner Aufenthalts verschwindend klein gegenüber dem, was sie durch die Abwesenheit von ihrem Beruf verlieren. Für viele andere aber sind auch diese direkten Kosten des Berliner Aufenthalts auf die Dauer unerschwinglich. Sie bleiben fern, kommen nur selten, ganze Gruppen und Landsmannschaften so selten, daß sie wie fremde Gäste im Reichstage begrüßt werden. Die Alpenveilchen sind angekommen, erwiderte ein alter Diener des Reichstages, als er gefragt wurde, ob die wichtige Sitzung des Reichstages beschlußfähig sein würde. „Die Alpenveilchen? Was heißt das?" — „Ach, so nennen wir die Herren Bayern mit den Schmierstiefeln, die in der Session nur einmal kommen." Es gibt auch andere Landsleute, die nicht öfter kommen, und was noch mehr ist: es gibt viele berufene Kräfte, die kein Mandat annehmen können.

Man verstand bisher unter einem Berufsparlamentarier Männer wie Eugen Richter, wie Windthorst, Bennigsen, Lieber, Bachem, Levetzow, d. h. hervorragende Führer, kenntnisreiche

Männer, die den Hauptteil ihres Lebens und ihrer Arbeit der Politik und Gesetzgebung widmen und für diese unentbehrlich sind. Die Diätenlosigkeit hat Parlamentarier erzeugt, die im anderen Sinne das Mandat zu einem Beruf machen, weil sie sonst keinen oder keinen sie befriedigenden haben. Bescheidene Journalisten, nicht etwa solche, die aus dem Generalstab einer Redaktion in den Frontdienst des Parlamentarismus sich begeben, sondern Männer, die erst im Nebengewerbe und dann im Hauptgewerbe auf Grund des Mandates Berichterstatter und journalistische Hilfsarbeiter werden. Vor 15 oder 20 Jahren noch war es üblich, daß befreundete Abgeordnete den Zeitungen oder einzelnen Journalisten mündlich oder schriftlich über die Vorgänge in den Kommissionen berichteten, deren Sitzungen bekanntlich nicht öffentlich und nur den Abgeordneten zugänglich sind. Kein Parlamentarier hätte damals dafür ein Honorar angenommen. Seit Jahren machen jetzt aber Abgeordnete verschiedener Parteien daraus, daß sie als Mitglieder oder Zuhörer in die Kommissionen gehen und für Zeitungen oder Korrespondenzbüros Berichte schreiben, einen Beruf und Erwerb, der mühsam genug, aber immerhin noch etwas leichter und auch etwas standesgemäßer ist als die Tätigkeit jenes Mitgliedes des Vereinigten Landtages, eines oberschlesischen Bauern, der in seinen parlamentarischen Mußestunden tatsächlich für seinen Berliner Herbergsvater Holz gehackt hat.

Wer den Reichstag kennt, wie er ist, dem werden immer neue Gründe für die Einführung von Diäten aufstoßen, auch solche, von denen man in Parlamentsreden nicht spricht. Die drei Herren vom Präsidium, die am Neujahrstage in der Gratulationscour vor dem Kaiser defilieren, Graf Ballestrem, Graf Udo Stolberg und Geheimrat Paasche, sehen allerdings nicht diätenbedürftig aus und sind es auch für ihre Person nicht. Und doch gehören zwei von ihnen zu der Mehrheit, die seit langen Jahren Diäten fordert, und auch Graf Stolberg ist ihrer Einführung, wie man weiß, gar nicht so abgeneigt. Schade, daß bei der Neujahrscour nicht auch Wünsche des Reichstags im objektiven Sinne ausgesprochen werden können.

Stimmungen und Gerüchte.

23. April 1905.

Vor einem Jahr, zwischen Wintersende und Ostern, hat der Kaiser zum ersten Mal auf einer längeren Fahrt das Mittelländische Meer aufgesucht; damals als Rekonvaleszent nach einem Halsleiden, über dessen Charakter selbstverständlich sofort wieder Gerüchte der schlimmsten Art verbreitet und dank der Ueberlegenheit alles Sensationellen auch eifrig geglaubt wurden.

Auf einem der großen Empfangsabende, hinter deren anscheinend weitherziger Umfassung sonst sehr heterogener Elemente der Unbefangene die in den politischen Dienst gestellte feine Technik der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit des neuen Kurses erkennt, sprach man von der bevorstehenden Abreise des Kaisers. Es wurde bedauert, daß der regierende Herr in politisch bewegter und unsicherer Zeit — der russisch-japanische Krieg war in seinen Anfängen — sich so weit vom Sitze der Regierung entferne, noch dazu auf Kreuzerfahrten, die die telegraphische Verbindung erschweren. Man wußte zu erzählen, welche Verzögerungen und Erschwerungen in Politik und Verwaltung die längere Abwesenheit des Kaisers schon in gewöhnlichen Zeitläuften verursacht. Man bedauerte den Reichskanzler, dem die Reiselust des Monarchen die Bürde des Amtes noch erschwere, und der doch nicht daran denken könne, den Drang in die Ferne zu zügeln.

„. . . . Na ja, das mag mißlich und schwierig sein, aber was will das alles sagen gegen die Gefahr, dieser Reise des Kaisers ins Mittelmeer im gegenwärtigen Augenblick!" Es war ein Herr in hoher, wenn auch nicht unmittelbar politischer Stellung, der das einwarf und der auf die etwas erstaunte Frage, welche besonderen Gefahren denn jetzt im Mittelmeer lauerten, fortfuhr:

„Wir täuschen uns doch nicht über die feindselige Stimmung, die in England gegen uns herrscht; dort gibt's stark-

nervige Politiker mit der Moral von Seeräubern, die den Augenblick für günstig halten können, einen Streit mit uns vom Zaune zu brechen; moderne Kriege entstehen schnell, wir haben es eben an Japan und Rußland gesehen; wenige Tage genügen, den Kriegsfall zu schaffen und wenn der Kaiser dann irgendwo im Mittelmeer schwimmt, fangen ihn die Engländer weg samt der „Hohenzollern" und dem „Sleipner", und wir können ihn nicht herausholen, denn die Engländer beherrschen das Mittelmeer." — Nun folgte eine Schilderung der englischen Flottenposition in Gibraltar und Malta.

Das war nicht etwa scherzhaft gemeint, dem patriotisch besorgten Herrn war es ganz ernst. Die Frage, ob es denn wirklich ein großes Unglück wäre, wenn der Kaiser beim Beginn eines Krieges gefangen würde, machte ihn sogar ganz stutzig und gegen die Absicht und Loyalität des Fragenden mißtrauisch, bis dieser sie dahin erläuterte, daß doch gewiß die edelsten Empfindungen und die gewaltigste Tatkraft der Nation erwachen würden, wenn der Ruf erschallen würde: „Der Kaiser, der Kaiser gefangen!"

Heute kann man über diese für gewisse Stimmungen namentlich in der ersten Zeit nach dem Ausbruch des Krieges in Ostasien immerhin bezeichnende Geschichte lächeln, wie über eine Granate, die sich als ein bunt bemaltes friedliches Osterei entpuppt. Der Kaiser schwimmt wieder im Mittelmeer, diesmal nicht als Rekonvaleszent, sondern als einer der Glücklichen, die nach den Plagen des nordischen Winters der Sonne und dem Frühling entgegenfahren, und nebenbei auch in politischen Geschäften. Die Engländer denken nicht daran, ihn wegzufangen. Sie haben, entgegen mancher Meinung, die bei Beginn des russisch-japanischen Krieges auftrat, den Verlauf dieses Ringens mit viel mehr kühler Ruhe und berechnendem Abwarten verfolgt, — andere übrigens auch — als manche geglaubt haben. Auch die marokkonische Frage stört nicht die Kreuzerfahrt der „Hohenzollern", ein Zeichen, daß die Angelegenheit nicht aufgeregt behandelt wird. Also friedliche Ostern!

Daß es aber im allgemeinen in den letzten Jahren unruhiger in der Welt geworden ist, viel unruhiger als in den letzten

beiden Dezennien des vorigen Jahrhunderts, das bedarf keines besonderen Beweises. Alte Gruppierungen, in denen man die Garantien für den Weltfrieden zu sehen sich gewöhnt hatte, sind erschüttert, und haben an praktischem Wert verloren; andere sind entstanden oder bereiten sich vor; neue mächtige Faktoren sind in die Weltpolitik eingetreten. Man braucht kein politischer Meteorologe zu sein, um die Ansätze zu Wolkenbildungen an manchen Punkten des Horizontes zu entdecken. Zu nervösen Gewitterprognosen, wie sie hier und da auftauchen, liegt aber deshalb noch kein Anlaß vor. Man mißtraue den aufgeregten Propheten und namentlich auch den Geschichtenträgern.

Herr Paasche, der nationalliberale Vizepräsident des Reichstages, hat vor einigen Monaten seinen Kreuznacher Wählern schauerliche Kunde gegeben, daß wir zur Zeit der Huller Affäre mit knapper Not dank unserer Diplomatie an einem Krieg mit England vorbeigekommen seien, und daß damals unsere Flotte mobil gewesen sei. „Ein vorzüglicher Schwimmer, aber schade, er schwimmt in jede Pfütze." Das kräftige Bild, in dem einst Bismarck die stets bereite Redefertigkeit seines Vetters Puttkammer nach einer der damals schon beliebten unnötigen Sozialistendebatten gekennzeichnet hat, paßt auch auf Herrn Paasche. Dieser Herr mit der unheimlichen Beredsamkeit hat der Verlockung nicht widerstehen können, vor seinen Wählern einen eleganten Kopfsprung in die hohen Fluten des Auswärtigen zu machen. Ganz gleich in welcher Absicht: seine tatsächlichen Angaben oder Andeutungen waren nicht richtig. Es hat in den offiziellen Beziehungen zwischen London und Berlin, so kühl sie auch sein mögen, und wie sehr sie viele unsrer diplomatischen Aktionen erschweren, doch nie eine Situation gegeben, der die von Paasche geschilderte entspräche. Man braucht die bekannte feindselige Haltung eines großen Teiles der englischen Presse, die vorhandene Stimmungen widergibt und, noch mehr, Stimmungen erzeugt, wahrhaftig nicht zu unterschätzen. Man darf sie aber auch andererseits nicht ohne weiteres mit der Haltung der englischen Regierung identifizieren. Und die angebliche Mobilmachung unserer Flotte? — Das war wohl die miß-

verständliche Deutung der gar nicht so unbekannten Tatsache, daß unsere Flotte seit langer Zeit, selbst in der Zeit der Winterreparaturen, auf Schlagfertigkeit in kürzester Zeit eingerichtet ist. Das war keine Maßregel für einen bestimmten Fall, es ist in der Hauptsache wohl eine dauernde Organisation. Das gehört übrigens zu den nicht wenigen Dingen, über die verständige Politiker in nicht ganz ruhigen Zeiten nicht öffentlich sprechen, am allerwenigsten in Wahlreden, weil die gutgläubige oder böswillige Mißdeutung nach der Richtung der Ruhmredigkeit oder der Drohung oder andererseits gar der Furcht zu nahe liegt. Drum läßt man sich auch in Deutschland so wenig wie möglich auf die Erörterung der durch manche englische Presseäußerungen aufgeworfenen Frage ein, ob es in England wirklich ernsthafte Politiker gibt, die in der deutschen Flotte, oder vielleicht richtiger gesagt: in einer Koalition dieser Flotte mit der einer anderen Macht, eine zukünftige Bedrohung der englischen Weltmachtstellung erblicken, und ob es in London je einen verantwortlichen Staatsmann geben könnte, der dieser angeblichen Zukunftsgefahr durch eine verwegene Gewaltpolitik vorbeugen zu können oder zu müssen glaubt. Wozu sich diskutatorisch auf dieses weite Feld phantasiereicher Konjekturalpolitik begeben, das viel weiter und auch viel komplizierter ist, als diejenigen ahnen, die gelegentlich mit der sehr leichtfertigen Annahme, daß unsere Flotte ohne weiteres zusammengeschossen werden könnte, etwas Entscheidendes gesagt zu haben glauben!

Es ist schon sehr schwer und so gut wie aussichtslos, eine zwischen zwei Staaten oder Nationen bestehende teilweise Spannung, soweit sie auf wägbaren oder meßbaren Interessengegensätzen beruht, durch öffentliche Erörterung in Rede oder Schrift auszugleichen. Durch die Einmischung der Imponderabilien und alles dessen, was auf dem Gebiete der unkontrollierbaren Gerüchte liegt, wird der Versuch erst recht aussichtslos. Das weiß jeder, der eine planmäßige Hetzkampagne irgend einer Presse verfolgt.

Vor kurzem ist Sir Thomas Barclay in der lobenswerten Absicht eines Friedensapostels als höflich und ehrenvoll aufgenommener Gast hier gewesen und hat rednerisch für das

Verständnis der Deutschland und England gemeinsam materiellen und ideellen Interessen und des friedenstärkenden Einflusses dieser Gemeinsamkeit gewirkt. Eine edle Mission! Es wäre nur zu wünschen, daß der Missionar bei seinen Landsleuten den Einfluß besäße, den er und seine Freunde ihm wohl zutrauen. Denn hier hätte er schon die verhältnismäßig kleinen und nicht einflußreichen Kreise „alldeutscher Politiker" aufsuchen müssen, um nicht von vornherein Bekehrten und längst Ueberzeugten zu predigen. Es war in den ansehnlichen Versammlungen der Vertreter unseres Handels und unserer Industrie, vor denen der englische Gast sprach, sicher nicht ein Mann, den man über die Wichtigkeit und den Nutzen friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen mit England erst hätte aufklären müssen. Das wußten und erkannten auch verständige englische Publizisten an, die einer der festlichen Veranstaltungen beiwohnten. Man unterhielt sich über die unbestreitbare Friedfertigkeit des deutschen Geistes, und die Herren wurden nur stutzig, als einer — und das war kein Engländer — bemerkte: „Ja, aber der Kaiser!" Und dann kam eine dunkle geheimnisvolle Andeutung, als ob Wilhelm II. irgendwo oder irgendwann einmal kriegerische Neigungen gegen England verraten hätte. Das ist sicher falsch, und wenn er irgend einmal etwas gesagt haben sollte, was an sich diese Deutung zuließe, so war es nach Ort, Zeit und Stimmung nicht als ernst, nicht als ein Programm oder eine politische Absicht zu nehmen. Zu viele nachweisbare Tatsachen und eine dem Kaiser am wenigsten fremde, ruhige Abwägung der in Betracht kommenden realen Machtfaktoren sprechen dagegen. Aber gegen nichts ist so schwer anzukämpfen wie gegen dunkle Andeutungen und unkontrollierbare Gerüchte. Die sind nicht auszurotten. Wer will leugnen, daß die Eigenart Wilhelms II., sein persönliches impulsives Hervortreten auf den verschiedensten Gebieten — und nicht nur in der Politik — seine häufigen Kundgebungen über alles und jedes, der Bildung von Gerüchten und Legenden starken Vorschub leistet! Es passiert ja kaum mehr etwas in Deutschland oder in der Welt, ohne daß nach kurzer Zeit die Frage auftauchte, wie der Mann dazu stehe, den die Amerikaner kurzweg „the Emperor" und die Franzosen

„le Kaiser" nennen. Und wenn er auch tatsächlich in vielen Fällen sich nicht einmischt, nichts tut und nichts sagt, so wird doch bald eine pointierte Aeußerung erfunden, die von einem angeblichen Eingreifen erzählt. Die Gerüchte laufen dann im Verborgenen herum, finden wohl auch einen Weg in die Presse und bilden eine der Unterlagen für die öffentliche Meinung, für Stimmungen und Verstimmungen. Der sichere Maßstab dafür, was vom Kaiser noch glaubhaft und möglich sei, ist vielen allmählich verloren gegangen. Er leidet, und wir zuweilen mit, an einer Legendenbildung auf seine Kosten vom Anfang seiner Regierung an. Was damals in der Zeit der Tausch, Leckert und Lützow und Normann-Schumann, in jener Zeit als Freiherr von Marschall in die Oeffentlichkeit und bald darauf nach Konstantinopel flüchtete, böswillig erfunden worden ist: die Geschichte von den großen Schulden des Kaisers, von der fortschreitenden Gefahr eines ganz bedenklichen Ohrenleidens, ja sogar von einer geheimen Operation in Hubertusstock, — die laufen zum Teil heute noch fort und werden als Argumente zu seiner Psychologie verwertet. Es ist unglaublich, was für Unsinn in Berlin geglaubt wird, nicht etwa in den sog. unteren Schichten, nein, sogar in solchen, die sich gewisser Beziehungen zum Hofe oder zur Armee rühmen. Galt doch in solchen Kreisen bis in die jüngste Zeit die Tochter des Kaisers, die von Jugend an ein sehr gesprächiges Kind gewesen ist, für — taubstumm. Und haben doch Männer, die sogar politisch tätig sind, im letzten Jahre eine unsinnige Geschichte kolportiert, wonach der Kaiser sich während eines Jagdaufenthalts in Ostpreußen an einem aktiven Minister vergriffen haben sollte. Natürlich heller Unsinn! Aber wenn solcher Klatsch heimische Gläubige findet, wie darf man sich wundern, daß über das Wesen und die Absichten des Kaisers im Auslande zuweilen groteske Vorstellungen verbreitet sind. Wo Licht ist sind Schatten.

Auf den großen griechischen Geschichtsschreiber geht das Wort zurück: „daß die beste Frau die ist, von der man am wenigsten spricht". Cum grano salis ist das wohl auch die, die am wenigsten spricht, was nicht ausschließt, daß sie klug und tatkräftig sei. Sollte von Monarchen vielleicht dasselbe gelten?

Staatsamt und Geschäft.

24. Dezember 1905.

Es hat einen preußischen Staatsminister gegeben, und dazu war es noch der Finanzminister, der in Armut gestorben ist. Nicht etwa nur, daß er kein Vermögen hinterlassen hat; das ist bei anderen auch schon der Fall gewesen, und wird leicht bei jedem eintreten, der von Haus aus keins gehabt hat und die ganze Beamtenlaufbahn hindurch nur auf sein Gehalt angewiesen ist. Nein, Karl Hermann von Bitter, den Bismarck 1879, als Hobrecht schnell versagt hatte, vom Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern zum Finanzminister machte, war schon bei Lebzeiten ein von ganz gemeinen Geldnöten bedrückter armer Teufel. Nach seinem Tode erfuhr man, was während der drei Jahre seiner Ministerschaft nur Wenige gewußt hatten, daß er verschuldet war. Sorgsame Wucherer waren dem jungen Beamten mit der diesen Menschenfreunden eigenen Anhänglichkeit bis zum Ende treu geblieben und haben dem alten Mann auch auf dem Nacken gesessen, als er im Kastanienwäldchen die preußischen Finanzen leitete und sich vergeblich in der damals beginnenden Aera der Reformation um die Steuerreform bemühte. Als Finanzminister war er unbedeutend, aber ein feinsinniger Mensch war er, ein Schriftsteller, ein namhafter Kenner klassischer Musik, über die er viel geschrieben hat; sein Werk über Johann Sebastian Bach ist allein vier Bände stark. Die Musikantenseite in diesem Beamten und Staatsmann mag die Dauerhaftigkeit seiner finanziellen Bedrängnisse psychologisch verständlich machen, aber ein seltener Fall bleibt es doch: ein preußischer Finanzminister, der sich von lumpigen persönlichen Geldsorgen nicht freimachen kann und noch dazu in den Jahren der großen Eisenbahnverstaatlichungen! Der kleinste Börsenmakler hätte ihm gesagt, was er wohl auch übrigens selbst gewußt hat, wie er, ohne jemand zu schädigen und ohne gegen ein geschriebenes

Gesetz zu verstoßen, sich still und leicht von aller Not und Wucherei befreien konnte. Es gibt mehrere, auf ihre staatlichen Einrichtungen sehr stolzen Nationen, in denen die wissenden Politiker über einen so dummen armen Teufel von Finanzminister den Kopf schütteln werden, und zwar durchaus nicht nur in den interessanten Staaten diesseits und jenseits des Ozeans, in denen die politischen Parteikämpfe sich schließlich nur darum drehen, wer an die Macht kommt, um sich zu bereichern. Der arme Herr von Bitter, der einen stillen Humor besaß und oft schmerzlich vergnügt lächelte, wenn Eugen Richter in Finanzdebatten auf seine Kosten witzig wurde, war ein wirklich Notleidender von der veralteten Richtung, die mit Verschämtheit verbunden ist und Armsein wie eine Schande ansieht und Schulden, gar für einen hohen Staatsbeamten, als eine vielfältige Gefahr. Wer wird glauben, daß ein Finanzminister Schulden und doch reine Hände haben kann! Ja, wenn er Ar und Halm besessen hätte und Schulden dazu, dann hätte er als „Notleidender" der modernen Observanz, von aller Verschämtheit frei, den Kopf hoch tragen, auf historische Berechtigung, auf die unheilvolle weltwirtschaftliche Entwicklung und anklagend auf die verkehrte Gesetzgebung einer freihändlerisch-liberalen Aera hinweisen können. Er besaß aber nicht Ar noch Halm und war an keinerlei Geschäften beteiligt.

Hätte er dieses übrigens gedurft? Es ist an diese Frage jüngst gerührt worden. Ein Berliner Blatt brachte in der Form der Wiedergabe eines angeblich umlaufenden Gerüchtes, das im öffentlichen Interesse dementiert werden mußte, die Mitteilung, daß an der Berliner Firma, die hauptsächlich die Ausrüstungsgegenstände für unsere Kolonialtruppen liefert, der Kolonialdirektor Dr. Stübel und der Landwirtschaftsminister v. Podbielski beteiligt seien. Ein Konto St. und ein Konto P. sollten geheimnisvoll in den Büchern dieser Firma geführt werden. Seit dem Pommernbankprozeß wirkt die Behauptung, daß auf den Anfangsbuchstaben des Namens eines Mannes bei einer Bank ein Konto geführt werde wie ein vergifteter Pfeil. Der Kolonialdirektor hat den Staatsanwalt angerufen. Zwei Redakteure sind glatt wegen Beleidigung verurteilt worden.

Die Prozeßverhandlung hat ergeben, was auch kein urteilsfähiger Mensch bezweifelt hätte, daß Herr Stübel in keiner Weise an den Geschäften der Firma Tippelskirch & Co. beteiligt war. Herr v. Podbielski hat den Staatsanwalt nicht bemüht. Er, der bis zu seiner Berufung als Staatssekretär des Reichspostamtes Teilhaber der Firma Tippelskirch gewesen war, hat sich mit der öffentlichen Erklärung dieser Firma begnügt, wonach der Herr Minister zur Zeit für seine Person an den Geschäften nicht beteiligt ist. Sonderbar — höchst sonderbar, hat mancher argumentiert: der Kolonialdirektor klagt, der Minister klagt nicht, und doch ist beiden zu gleicher Zeit und in gleicher Form dasselbe nachgeredet worden. Der Widerspruch löst sich einfach. Herr Stübel durfte sich mit Recht beleidigt fühlen, wenn ihm Beteiligung an einer Firma nachgesagt wurde, der er Lieferungen des Reichs, sogar sehr große und gewinnreiche Lieferungen, als Leiter des Kolonialamtes übertragen hat. Der preußische Landwirtschaftsminister v. Podbielski hat an diese Firma keine Lieferungen zu vergeben, hat keinen direkten, und, wie die Dinge liegen, auch keinen indirekten Einfluß auf die Lieferungen, er fühlte sich daher durch die Behauptung, daß er an der Firma beteiligt sei, nicht beleidigt. Er wird wahrscheinlich auch nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man die erwähnte Erklärung so deutet, daß er seinen früheren Geschäftsanteil an ihr ganz oder zum Teile auf ein Familienmitglied hat übertragen lassen, als er zu Reichs- und Staatsämtern berufen wurde. Ich kann nichts Unerlaubtes oder Bedenkliches dabei finden. Jedenfalls ist eine Kapitalsanlage in einem offenen Handelsgeschäft viel weniger geeignet, einen Landwirtschaftsminister in Konflikt mit seinem Gewissen (und der von seinem Amte geforderten Uneigennützigkeit) zu bringen, als der Betrieb der Viehmästerei und des Viehhandels in einer Zeit, in der tief in die Volksernährung einschneidende Fragen des Viehhandels Gesetzgebung und Verwaltung beschäftigen und den Landwirtschaftsminister sogar veranlassen, von der Ministerbank aus seine Schweineverkäufe zu exemplifizieren. Wäre es nicht ein politischer Prozeß, der sich um die Fleischnot in den Parlamenten abspielt, sondern unterläge derselbe

Streit den Entscheidungen eines Gerichtes, — der Herr Landrichter v. Podbielski würde selbstverständlich wegen Befangenheit abgelehnt werden oder von selbst ausscheiden.

Es gibt meines Wissens im Reiche und in den Bundesstaaten kein Gesetz, durch das festgelegt wäre, welche Gewerbstätigkeit oder gewinnbringende Beschäftigung mit einem Ministerportefeuille oder einem entsprechenden Reichsamt unvereinbar ist. Aber eine Tradition und feststehende Uebung gibt es. Wer in die Regierung eintritt, darf kein bürgerliches Gewerbe treiben, darf nicht Bankier oder Kaufmann, darf nicht Fabrikant oder Schiffsreeder sein. Nach diesem Grundsatze ist jedesmal verfahren worden, wenn — selten genug — ein Mann aus bürgerlichem Berufe in die Regierung gelangt ist. David Hansemann hat, als er seine staatsmännische Laufbahn begann, seinen Geschäften in der rheinischen Heimat entsagt. Als Friedenthal in den siebziger Jahren Landwirtschaftsminister wurde, hat er seine großen Sprit- und Preßhefefabriken, die ein Weltgeschäft waren, vollständig aufgegeben, und der jüngste Fall: Herr Möller ist, als ihn Bülow zur Annahme des Handelsministeriums bewog, nicht mehr Fabrikant geblieben; er hat seine industriellen Geschäfte vollständig aufgegeben, den einen Teil einem seiner Direktoren verkauft, den andern einem Sohn überlassen. Er tritt auch nicht in sie zurück und bezahlt so wahrscheinlich die angenehme oder unangenehme Erinnerung an seine Ministerschaft auch materiell gar nicht billig. Den in solchen Fällen üblich gewordenen Adel anzunehmen, mag einem auf mehr als hundertjährige ehrenvolle bürgerliche Tradition seiner Familie stolzen Manne nicht leicht geworden sein, aber er ist auch — Gatte und Vater.

Wer als Mitglied der Regierung an der Leitung des Staates beteiligt ist, muß in seinen Urteilen und in seinen Entschließungen frei sein von jeder Rücksicht auf persönliche materielle Vorteile oder Nachteile, frei schon von jeder Versuchung, soll nur nach dem allgemeinen Wohl, nicht nach eigenen Interessen handeln. Wenn schon nicht wahr ist, daß in Preußen-Deutschland die Regierung, wie sie sich zuweilen rühmt, über den Parteien steht, über den widerstreitenden materiellen Interessen

wenigstens soll sie in Gesetzgebung und Verwaltung, von persönlichen Rücksichten ihrer Mitglieder unbeeinflußt, stehen. Drum dürfen Minister nicht nebenbei Geschäfte und Gewerbe treiben.

Nur eine große Ausnahme hat die löbliche Regel. Landwirte dürfen unsere Staatsmänner sein, und sie dürfen sich sogar nach Bismarcks Vorbild rühmen, die Interessen dieses einen, ihres eigenen Gewerbes, auch als Leiter des Staates zu vertreten. Herr Möller durfte, als er Handelsminister wurde, nicht mehr Kupfer schmieden lassen und nicht mehr Leder gerben, obwohl doch beides mindestens ebenso ehrbare und nützliche Beschäftigungen sind wie Viehhandel und Schweinemästung, die dem Landwirtschaftsminister frei stehen. Jener ist am Ende seiner Ministerschaft ohne Geschäft; dieser bleibt, wenn er ausscheidet, was er war, Landwirt. Getreide, Milch, Butter, Käse, Kartoffeln, Kraut und Rüben, auch Branntwein und Zucker darf ein aktiver Staatsmann produzieren und Handel damit treiben, Maschinen und Leder aber, Tuch oder Seide nicht. Der Gedanke, daß der Finanz- oder Handelsminister nebenbei ein Bank- oder Handelsgeschäft weiterbetreibe, erscheint ungeheuerlich. Landwirtschaft aber mit allen ihren Nebengewerben, mit Kuh- und Pferdehandel, ist jedem Minister erlaubt, nicht nur dem für Landwirtschaft. Als Herr v. Podbielski in der Fleischnotdebatte des Reichstages anführte, wieviel Schweine er als Gutsherr von Dalmin bei einer gewissen Marktlage verkauft habe, hat die Mehrheit diese Argumentation mit eigenen Geschäften ganz in der Ordnung gefunden. Dieselbe Mehrheit denkt natürlich nicht an die Möglichkeit, daß einmal ein Minister in einer Finanzdebatte exemplifizieren könnte, wieviel Harpener oder russische Rente er als Bankier in den letzten Tagen gehandelt habe. Und doch wäre die eine Bezugnahme auf die Privatgeschäfte des Herrn Ministers nicht weniger unzulässig als die andere, denn in jedem Falle erscheint er als Gesetzgeber und als Leiter einer Verwaltung durch seine persönlichen Geschäfte beeinflußt. Man braucht an diesen widerspruchsvollen Zustand nur zu rühren, um sich von neuem bewußt zu werden, was es heißt und praktisch bedeutet, daß bei uns die Landwirtschaft oder, deutlich und richtiger gesagt,

der Großgrundbesitz der erste und vornehmste Stand im Staate ist. Es ragt da in unser Staatsleben schädlich und verbitternd ein Anachronismus hinein, aus jenen Zeiten, in welchen die auf Großgrundbesitz betriebene Landwirtschaft wirklich noch ein „Stand", ein privilegierter Stand war, und nicht wie heute ein Gewerbe, das mit den zahlreichen zu ihm gehörigen Nebengewerben, mit den Mitteln moderner Technik betrieben, den Charakter einer Industrie angenommen hat und mit Handel und Spekulationen eng verbunden ist. Ein Anachronismus aus derselben Zeit, in der Gewerbe und Industrie noch eine bescheidene Rolle in der Volkswirtschaft und in den Leistungen für den Staat einnahmen, in denen es noch keine Industriemagnaten und Eisenkönige gab und in denen die königlichen Kaufleute dünner gesät waren als jetzt. Der landwirtschafttreibende Großgrundbesitz ist nach seinem Anteil am Staate und nach seinen Leistungen für diesen längst nicht mehr das, was er einst, namentlich in Preußen, gewesen ist, aber die Bevorzugung ist geblieben. Handel, Gewerbe und Industrie, die, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mächtig entwickelt, jetzt dem Staate ganz überwiegend die Mittel und die Bedeutung verleihen, haben sich im staatlichen Leben noch nicht zur Gleichberechtigung durchgerungen. Diese Tatsache, für die unsere neuere Gesetzgebung die schwerwiegendsten Beweise liefert, drückt sich auch neben anderen politischen und sozialen Erscheinungen in dem seltsamen Zustande aus, daß die Staatsmänner, die von allen Geschäften und persönlichen Interessen frei sein sollen, unangefochten landwirtschaftliche Interessenten sein dürfen. Unangefochten — für das Volksempfinden aber längst nicht mehr. Unser öffentliches Leben und unsere politischen Kämpfe liefern unausgesetzt Beweise dafür, wie stark Einfluß und Macht des Junkertums noch sind, die privilegierte Stellung, die es innerhalb des Staatsministeriums einnimmt, ist ein äußerer Ausdruck dafür. Solange im einzelnen Falle nicht das Gegenteil offenbar und nachgewiesen ist, darf man voraussetzen, daß jedes Mitglied der Regierung nur den allgemeinen Interessen dient, und daß auch diejenigen Herren, die die Landwirtschaft mit den dazu gehörigen Nebengewerben treiben, diese erste Pflicht eines Staatsmannes auch dann zu erfüllen

glauben, wenn sie als Vertreter der besonderen Interessen der Landwirtschaft handeln. Aber schon der Verdacht der Beeinflussung durch persönliche Vorteile ist eine ernste Gefahr für unser öffentliches Leben und unsere politischen Zustände. Wir konnten bisher stolz und ohne Pharisäertum rühmen, daß die in Deutschland Regierenden reine Hände haben, und daß ein Minister auch jetzt noch lieber in Armut und Schulden lebt, als daß er sich durch Mißbrauch seines Amtes davon befreite. Mit der Vielgestaltigkeit des wirtschaftlichen Lebens und dem gleichzeitigen Steigen der Wohlhabenheit und des Luxus wächst aber die Versuchung und wächst auch das Mißtrauen. Wer es gut mit der politischen Moral meint, müßte auch jedem Anlaß dazu vorbeugen.

Wenn erst der Verdacht sich befestigte, daß es den Mitgliedern eines einzelnen bestimmten Standes nicht verwehrt sei, in und mit dem höchsten Staatsamte auch persönliche materielle Vorteile zu verfolgen, dann gäbe es bald kein Halten mehr, und „Affären", wie wir sie als etwas Fremdes in Nachbarstaaten mit angenehmem Gruseln zuschauend erlebt haben, würden bald auch im frommen Deutschland wachsen. Die materiellen in Mark und Zahlen berechenbaren Interessen, über die eine Regierung in ihrer Gesamtheit und auch der einzelne Ressortminister zu entscheiden hat, sind oft außerordentlich groß, verglichen mit dem Gehalt und der Vermögenslage eines Ministers. Ob und wie lange er für fremdes Schlachtvieh die Grenzen sperrt, das bedeutet unter Umständen für einzelne Großviehbesitzer und -Händler die Voraussetzung nicht unbedeutender Gewinne oder Verluste. Die Summen, um die es sich hierbei handeln könnte, sind aber gering gegenüber der Wirkung, die auf den dauernden Wert und damit auf den Kurs der Aktien eines Unternehmens, nehmen wir z. B. die Große Berliner Straßenbahn, gewisse Entscheidungen eines Ressortministers, eine Verlängerung der Konzession oder die Erteilung einer neuen, ausüben. Da handelt es sich um Werte nach Millionen. In die Absicht des Ankaufes der Hibernia waren vom gesamten Staatsministerium nur Bülow, Rheinbaben und Möller und ein oder zwei ihrer Beamten eingeweiht, und das amtliche Geheimnis ist sorgsam und erfolgreich gewahrt worden,

nicht etwa aus Mißtrauen gegen irgend eine Person, sondern in dem richtigen Bewußtsein, welche außerordentliche Verführung in der Kenntnis eines Geheimnisses liegt, aus dem mühelos Millionen zu gewinnen wären. Es ist ein Ruhmesblatt preußischer Geschichte, daß bei den großen Eisenbahnverstaatlichungen nach der festen Ueberzeugung aller Kundigen kein einzelner Beamter einen Privatvorteil gehabt hat. Es wird erzählt, daß der Minister Maybach die Verstaatlichungsofferten, die im Staatsanzeiger veröffentlicht wurden, um sie sicher geheim zu halten, durch Familienmitglieder im verschlossenen Kuwert an die Redaktion hat besorgen lassen. Wie groß sind die Geldinteressen, die bei jeder Verstaatlichung, mag es Eisenbahn oder Bergbau sein, auf dem Spiele stehen und von einem Eingeweihten ausgenutzt werden können. Und nicht nur bei Verstaatlichungen allein, sondern bei verschiedenen Akten der Gesetzgebung, wie sie uns gerade in den letzten Jahren beschäftigt haben, und auch bei Akten der Verwaltung handelt es sich um große unmittelbare finanzielle Wirkungen. Ein Minister soll kein Geschäft haben oder betreiben, damit er objektiv und vom eigenen Vorteil unbeeinflußt seines Amtes walten kann. Zur Teilnahme am modernen Geld- und Wirtschaftsverkehr ist aber der Betrieb eines eigenen Geschäfts längst nicht mehr nötig. Darf ein Minister Aktien besitzen oder Bergwerksanteile, um nur diese beiden großen Gruppen von Kapitalsanlagen herauszugreifen? Man sollte glauben, daß er es nicht darf, denn welchen Anfechtungen wäre er ausgesetzt, wenn eine Verstaatlichungsaktion oder eine Konzessionserteilung, eine Mutungssperre oder dergleichen Unternehmungen betrifft, an denen er durch Aktienbesitz direkt materiell beteiligt ist. Ein weites Gebiet, das schwierige Aufgaben für ein Inkompatibilitätsgesetz stellen würde. Das Ideal eines an der Staatsleitung beteiligten hohen Beamten ist nicht nur der Mann ohne Ar und Halm, sondern auch ohne eigenes Vermögen, der nur auf sein Gehalt angewiesen wäre. Besitzt er oder seine nächsten Angehörigen Vermögen, so könnte es, wenn der Träger des Staatsamtes von Verdacht und Versuchung freigehalten werden soll, eigentlich nur in Schuldverschreibungen des eigenen Landes angelegt werden. Im holden Zustande privatgeschäft-

licher Unschuld müßte der ideale Staatsmann leben, nur auf das allgemeine Wohl bedacht. Solche Naturen sind in unserem materiellen, von wirtschaftlichen Kämpfen durchwühlten Zeitalter gewiß selten, aber sie fehlen unserem politischen Leben nicht, sowohl innerhalb wie außerhalb der Regierung. Von einem Staatsmann, der zu vielem Glück auch noch das des erfolgreichen Erbens besitzt und sich dank einer klugen Lebensgefährtin um die eigene Wirtschaft nicht zu kümmern braucht, erzählt man die schalkhafte Geschichte, daß er nach der letzten großen Erbschaft seinen vom Vater übernommenen Bankier kommen ließ und ihm sagte: „Mein lieber Geheimer Kommerzienrat, jetzt sind wir reich, nun wollen wir aber auch das Geld gut anlegen. Ich denke, Sie kaufen sichere Papiere, wenn sie recht niedrig stehen, und wenn sie hoch gestiegen sind, verkaufen wir sie wieder." — „Durchlaucht", meinte jener mit etwas verblüfftem Gesicht, „wenn das nur so leicht ginge." — „Ist denn das so schwer?" — „Sehr schwer, diese sichere Kunst hat noch keiner gefunden." — „So, na, lieber Geheimrat, dann lassen wir's bleiben." Beatus ille qui .....

Vom Kaiser und von der Presse.

3. August 1906.

In einem ursächlichen Zusammenhange mit der Annahme des preußischen Volksschulunterhaltungsgesetzes, der politisch viel zu weit und zu ernst ausgedeuteten Verleihung des Schwarzen Adlers an den Kultusminister und ferner dem Unterbleiben einer Amnestie nach der Geburt des ersten Kaiserenkels haben sich in einem Teile der Presse Betrachtungen entsponnen, die, wenn wir ihren Sinn und Zweck richtig verstehen, darauf hinauslaufen: Es würde vieles anders sein, wenn nur der Kaiser und König besser informiert wäre. Es würde manches unterbleiben, was jetzt geschieht, und es würde manches geschehen, was jetzt unterbleibt. Um es gleich und kurz zu sagen: Das glauben wir nicht! Es ist ein alter und beliebter Trost in politischer Trübsal, von dem schlecht informierten Staatsoberhaupt an das besser zu informierende zu appellieren. Die Ursachen beklagter Zustände zu erkennen, ist die erste Voraussetzung für ihre Besserung. Und darum nur keine Selbsttäuschung: Das, was in der Gesetzgebung, also auf dem wichtigsten Gebiete — im Reiche und in Preußen — seit Jahren geschieht und was viel größere Volkskreise, als die parlamentarischen Ziffern erkennen lassen, bedrückt und verstimmt, das ist das Werk kompakter Mehrheiten im Reichstage oder im preußischen Landtage, das Werk von Mehrheiten, zu denen sich meist die gesamte Rechte, das Zentrum und die Nationalliberalen zusammenschließen und denen im Reichstage nur die Freisinnigen und Sozialdemokraten und im Abgeordnetenhause sogar nur die zwei oder drei Dutzend Freisinnige gegenüberstehen. Es ist traurig, aber es ist so. Vielleicht das Traurigste daran ist die Wandlung, die sich allmählich in den nationalliberalen Fraktionen vollzogen hat, nebenbei bemerkt,

vollzogen hat, obwohl die Herren natürlich informiert waren, daß ein angesehener Teil ihrer Presse in wichtigen Fällen ihre Haltung mißbilligte.

Man erinnere sich doch, um nur die Hauptaktionen zu erwähnen, des neuen Zolltarifes und der Reichsfinanzreform mit ihren ungeheuerlichen Steuergesetzen. Die Regierung war dabei ja nicht mehr der führende Faktor, sondern von der Mehrheit geführt und gedrängt, zu wichtigen Entscheidungen sogar verführt, wie es Schwachen geschieht. Und das preußische Volksschulunterhaltungsgesetz vollends ist ausschließlich der Initiative einer großen Mehrheit des Abgeordnetenhauses unter der Leitung kluger konservativer und freikonservativer Führer und schlauer Taktiker entsprungen. Soll man dem Bundesrate und dem Fürsten Bülow oder dem preußischen Staatsministerium mit demselben Herrn an der Spitze vielleicht zumuten, daß er gegen diese Mehrheit regiere und sich ihren Wünschen versage, da er doch in wichtigen anderen Fragen auf ihre Hilfe angewiesen ist? Nemo ultra posse obligatur. Es wäre unbillig, das zu verlangen, es widerspräche auch allen gesunden konstitutionellen Grundsätzen und politischen Möglichkeiten. Und nun gar der Kaiser und König in Preußen! Wer es für wünschenswert hält, eine viel beklagte Neigung zu persönlichem Regimente noch zu bestärken, der mag an ihn gegen die parlamentarischen Mehrheiten appellieren. Nützen wird es nichts und kann es nicht, ganz gleich, wie und aus welchen Quellen der Kaiser informiert ist. Ein Vorgang, wie er beim Zedlitzschen Volksschulunterhaltungsgesetze sich abgespielt hat, wird sich nicht so bald wiederholen. Damals wurde der Entwurf, obgleich ihm eine konservative und ultramontane Mehrheit sicher schien, auf Befehl des Königs zurückgezogen, weil das gesamte liberale Bürgertum bis in die Reihen der Freikonservativen hinein sich gegen ihn empörte. Inzwischen haben Partei- und Mehrheitsverhältnisse sich ungünstig geändert. Und Wilhelm II. hat in den 14 Jahren gelernt, sich parlamentarischen Mehrheiten zu fügen. Es ist im einzelnen schwer festzustellen, ob und wann Akte der Gesetzgebung den persönlichen Anschauungen und Wünschen des Kaisers nicht entsprachen, sodaß er sich nur allmählich und gezwungen mit ihnen

befreundet hat. Man darf sich da nicht auf Grund einzelner Aeußerungen Illusionen hingeben. Aber es genügt die Geschichte der Kanalpolitik in Preußen, um zu sehen, wie Wilhelm II. gelernt hat, vor parlamentarischen Mehrheiten zurückzuweichen; denn wenn dieser Kanalkampf auch mit einem Kompromisse geendet hat, bei dem es nach der jüngst wieder in Algeciras beliebten Formel ni vainqueur ni vaincu gab, so täuscht das doch niemanden darüber, daß der Organisator der Niederlage der Regierung, Abg. Frhr. v. Zedlitz, Sieger geblieben ist.

Wenn Wilhelm II. auf anderen Gebieten als dem der Gesetzgebung Kundgebungen erläßt oder Handlungen vollzieht, die Befremden und Mißstimmung meist über einzelne Parteilager hinaus hervorrufen, so ist in den seltensten Fällen Mangel an Information oder falsche Information daran schuld; die Mißgriffe erklären sich vielmehr fast immer aus hinlänglich bekannten Charaktereigenschaften des Kaisers, vor allem aus seiner Neigung zu plötzlichen persönlichen Entschließungen. Die Information kommt dann zu spät.

Wie wird der Kaiser informiert? Wie unterrichtet er sich über die Vorgänge der äußeren und inneren Politik und die vielgestaltigen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die einem Regierenden nicht fremd bleiben dürfen? Das im einzelnen richtig und erschöpfend zu beantworten, dürfte nicht leicht sein, denn außer dem, was auf amtlichem Wege im geordneten Geschäftsgange schriftlich und mündlich an den Kaiser gelangt, dringt natürlich zu ihm sehr viel durch die zahlreichen Berührungen, in die ein Mann von so lebhaftem Temperamente und einem so ausgedehnten persönlichen Verkehr mit der Oeffentlichkeit tritt. Dieser Verkehr und die Lebensgewohnheiten Wilhelms II. sind ja äußerst modern und könnten einen Oberhofmarschall oder Zeremonienmeister der älteren Schule zu gelinder Verzweiflung bringen. Man müßte nachgerade ein internationales und interkonfessionelles Adreßbuch aufstellen, wenn man alle die Personen nennen wollte, mit denen Wilhelm II. im Laufe der Jahre zu Hause und auf seinen vielen Reisen, zu Wasser und zu Lande, zusammengekommen ist und verkehrt hat. Männer der verschiedensten Lebensstellung,

Gelehrte, Künstler, große Finanzmänner, Kaufleute, Industrielle, Techniker, Sportsmänner vom Automobil und der Segeljacht erfreuen sich dauernd seines Umganges, manche von ihnen auch seines besonderen Vertrauens, einzelne nicht nur des persönlichen, sondern auch regen schriftlichen und sogar telephonischen Verkehrs. Der Kaiser nimmt an den Unternehmungen nicht nur der großen Schiffahrtsgesellschaften, sondern auch an industriellen und großen kaufmännischen Geschäften zuweilen ganz intimen Anteil. Alle rühmen die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung, die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Interessen und seines Wissens. Es gibt kaum mehr eine größere Gesellschaft in Berlin W., in der nicht ein oder der andere Herr, der über seine letzte Begegnung und Unterhaltung mit dem Kaiser zu erzählen weiß, eine interessante Figur bildet. Die früher beliebten Afrikareisenden und Löwenjäger kommen dagegen längst nicht mehr auf. Die Art und Ausdehnung dieses Verkehrs des Kaisers ist ziemlich allgemein bekannt, manches dringt allerdings auch nur in engere Kreise. Aus den Kreisen, die früher nach Geburt und Stellung die privilegierte Umgebung und den Verkehr des Monarchen bildeten, tönt längst ein banges und eifersüchtiges: zu viel, zu viel! und gelegentlich auch ganz deutlich eine Klage über unkontrollierbare Einflüsse. Vielleicht mögen manchmal auch schon die verantwortlichen Ratgeber des Kaisers in einzelnen Fällen mit dem zu rechnen haben, was diesem an tatsächlichen Kenntnissen und an Ansichten aus seinem persönlichen Verkehre zufließt.

Man mag über die Beweglichkeit und Vielseitigkeit Wilhelms II. denken, wie man will, zahlreiche Quellen der Information über Großes und Kleines erwachsen ihm aber daraus jedenfalls. Es gibt sogar kaum eine gute Anekdote, die nicht in kurzer Zeit zu ihm gelangt.

Die amtliche Information des Kaisers besteht zunächst in Vorträgen des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten, des Staatssekretärs des Auswärtigen und der Marine und des Kriegsministers. Die Chefs der anderen Ressorts sehen ihn persönlich selten, seltener, als gewöhnlich geglaubt wird. Manchem der Herren Minister mag das lieb sein, mancher mag es bedauern. Als der alte Herr v. Miquel einst freudig erzählte,

daß seine preußische Steuerreform im Entwurf die Zustimmung des Kaisers gefunden habe, und daß dieser sie nach drei Vorträgen vollständig kennengelernt und begriffen habe, sodaß er nur wünschte, die Abgeordneten möchten sie ebenso schnell begreifen, da fügte der immer lebhaft mit allerlei politischen Plänen Beschäftigte bedauernd hinzu: „Ja, wenn ich ihn nur öfter spräche! Wenn er mich nur einmal auf ein Schiff einladen wollte! Da hätte ich ihn doch fest." Wir vermuten, die meisten anderen Minister sind nicht so unternehmend und ehrgeizig, wie Miquel es war. Es ist bekannt, daß der Kaiser, wenn er in Berlin ist, jeden Morgen zwischen 8 und 9 Uhr den Reichskanzler aufsucht und mit ihm Staatsgeschäfte bespricht, bei gutem Wetter während eines Spazierganges im Parke. Während seiner häufigen, nach mancher Meinung viel zu häufigen Abwesenheit vom Sitze der Regierung tritt ein sehr lebhafter schriftlicher und telegraphischer Verkehr zwischen dem Monarchen und dem leitenden Staatsmanne ein. Der Kaiser empfängt Berichte aus allen Ressorts, es gehen ihm die diplomatischen Berichte der Botschafter und Gesandtschaften und deren Depeschen zu. Das alles ist ein geordneter Verkehr, der ihm jedenfalls nicht zu wenig, sondern eher zu viel Stoff liefert, den aufzunehmen bei der bekannten Lebensweise des Monarchen zuweilen doch recht schwierig sein mag. Man hat zuweilen gehört und hat es auch beobachten können, daß längere und weitere Reisen des Kaisers die Erledigung mancher Geschäfte erheblich erschwert und zum mindesten verzögert haben.

Ob der Kaiser regelmäßig eine oder mehrere Zeitungen ganz liest, ist nicht bekannt. Wir vermuten ohne weiteres, daß er dazu die Zeit nicht findet. Geht es doch so sogar vielen Privatleuten, die als Leiter großer Geschäfte, als Bankdirektoren und Industrielle sich durch besondere Beamte, durch Sekretäre oder Archivare in Vorträgen oder Berichten über das Wichtigste aus der Tagespresse unterrichten lassen. Dem Kaiser gehen Zeitungsausschnitte zu, regelmäßig und in großem Umfange. Artikel, Notizen, Telegramme der Zeitungen des In- und Auslandes werden ihm im Original auf große weiße Bogen aufgeklebt und ohne Zusatz eingereicht. Diese Ausschnitte

werden zusammengestellt in der Reichskanzlei und dem Auswärtigen Amte, im Literatur-Bureau des Staatsministeriums und, wie wir glauben, auch im Kriegsministerium und im Reichsmarineamte. So wird er über alle Aeußerungen und Mitteilungen der Presse, die ihn interessieren können, unterrichtet. Es liegt auf der Hand, daß diejenigen, die über die Auswahl und Zusammenstellung dieser Berichte entscheiden, dadurch einen bedeutenden Einfluß ausüben können; denn es wäre natürlich nicht schwer, die Auswahl dieser Zeitungsausschnitte tendenziös zu gestalten. Die Verführung dazu mag sogar zuweilen groß sein, und es ist hin und wieder in dieser Richtung auch mancher Verdacht und manche Beschwerde in der Presse laut geworden. Die lassen sich natürlich für den Außenstehenden im einzelnen schwer kontrollieren. Wir möchten im allgemeinen nach dem, was darüber bekannt ist, nicht glauben, daß der Kaiser auf diesem Wege bewußt einseitig informiert wird. Sicher ist, daß ihm auch die Aeußerungen der oppositionellen Presse bis zu der der Sozialdemokratie in reicher Auswahl vorgelegt werden, und dafür, daß man ihm auch unangenehme Kritiken seiner eigenen Person und seiner Handlungen nicht vorenthält, liegen in verschiedenen Fällen Beweise vor. Es ist ja auch leicht erklärlich, daß es den verantwortlichen Ratgebern des Kaisers oft ganz erwünscht sein kann, ihn auf diesem Wege einer objektiven Berichterstattung Dinge lesen zu lassen, die ihm mündlich zu sagen vielleicht nicht immer bequem und geraten wäre. Diese Zeitungsausschnitte gehen durch zu viele Hände und Bureaus, als daß eine tendenziöse Gestaltung dauernd möglich wäre, und es bestände ja außerdem immer die Gefahr, daß der Kaiser auf anderem Wege von den Dingen, die man ihm in den Preßausschnitten verschwiegen hat, erführe und dann reklamierte. Es ereignet sich auch nicht selten, daß er eine besondere Zusammenstellung alles dessen, was in der Presse über eine bestimmte Frage geschrieben worden ist, ausdrücklich einfordert. Diese Zeitungsausschnitte gehen, nachdem der Kaiser sie gelesen hat, an den Reichskanzler und Ministerpräsidenten und an die Ressorts zurück, von denen sie ausgegangen sind. Die Marginalbemerkungen, die der Kaiser dazu macht und über deren drastische und witzige Fassung man in

eingeweihten Kreisen sich zuweilen Amüsantes erzählt, sind, zumal wenn der Kaiser nicht in Berlin ist, ein ganz wesentliches Mittel des Meinungsaustausches zwischen ihm und dem Kanzler. Dieser erfährt oft erst durch eine solche Marginalbemerkung, wie der Kaiser über eine bestimmte Frage denkt. Die manchmal auffällige Verzögerung eines Dementis über irgend etwas, was die in- oder ausländische Presse vom Kaiser behauptet hat, erklärt sich einfach dadurch, daß der betreffende Zeitungsausschnitt dem Kaiser nachgesandt und erst nach einigen Tagen mit seiner Marginalbemerkung zurückgekommen ist. Berichte über die Parlamentsverhandlungen liest der Kaiser regelmäßig — sie gehen ihm wenigstens regelmäßig zu. An Informationsquellen fehlt es also dem Kaiser nicht, es könnte höchstens die Frage entstehen, ob der Vielbeschäftigte und Vielgeschäftige sie auch immer vollständig ausschöpfen kann.

„Wer schreibt solchen Unsinn?" „Wer verbreitet solche Lügen?" Das soll man in Marginalbemerkungen des Kaisers zuweilen finden. Und daraus und aus dem einen oder anderen gelegentlich harten Worte hat man ihm eine Mißachtung oder Verkennung des Wesens der Presse zugeschrieben und hat sich auch daran erinnert, daß er bald nach Antritt seiner Regierung, als ihm eine Deputation des Berliner Magistrats mit Forckenbeck an der Spitze die Schenkungsurkunde des Schloßbrunnens überbrachte, sich sehr scharf und ungnädig über Angriffe und Kritiken geäußert hat, denen er in den Blättern ausgesetzt sei. Die Adresse war falsch: Was können der arme Oberbürgermeister und die Stadtväter für die Presse! Die Mißstimmung des Kaisers aber — seien wir gerecht — braucht man ihm nicht übelzunehmen. Es ist viel Unsinn und viel Verletzendes über ihn geschrieben worden, namentlich in der ersten Zeit, als gewisse Kreise, die man nicht im Lager der Presse zu suchen hat, ihm eine höchst gefährliche Ohrenkrankheit andichteten und ihm große Schulden nachsagten, die er nie gehabt hat. Wir glauben, Wilhelm II. steht zu der Presse so, wie auch sehr viele andere Leute zu ihr stehen: Er schimpft auf sie, wenn er sich über sie ärgert, er lobt sie, wenn sie ihm gefällt, und er weiß sie zu finden, wenn er sie braucht. Wie viele machen es denn anders? Bismarck, selbst ein genialer Journalist, hat

das Wort von den „Leuten vom verfehlten Beruf" und vom „Abiturientenproletariat" erfunden. Aus solchen Aeußerungen des Mißmutes auf eine Mißachtung des ganzen Standes oder auf eine Verkennung des Wesens der Presse und ihrer Bedeutung für unser gesamtes politisches und öffentliches Leben zu schließen, ist falsch. Es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß der Kaiser sich über Wesen und Bedeutung der Presse namentlich ihrer Eigenschaft als des wichtigsten Instrumentes der äußeren Politik unklar sein sollte.

Als der Kronprinz heiratete, hatte der Kaiser persönlich den Wunsch, daß drei deutsche Journalisten, von denen er einen, den er als „Hofhistoriographen" schätzt, selbst benannt hatte, und außerdem aus fremden Staaten je ein Journalist eingeladen werden sollten, eingeladen als Gäste, nicht als Zuschauer. Das war des Kaisers Idee, und es wurde sogar auf diplomatischem Wege veranlaßt, daß aus der Hauptstadt eines verbündeten Staates ein alter Journalist von literarischem Rufe zu diesem Zwecke herkam. Des Kaisers Wunsch, diese Herren als Gäste bei den Hochzeitsfeierlichkeiten behandelt zu sehen, erwies sich aber als unerfüllbar. Er scheiterte am Oberhofmarschall oder, richtiger gesagt, an dem Hofzeremoniell, das für die Herren an der Festtafel keinen Platz fand, und so blieben sie Zuschauer. Der Wille war aber jedenfalls gut.

Als Wilhelm II. vor elf Jahren den Nordostseekanal feierlich und prunkvoll eröffnete, da war es seine Idee, die Presse der Welt dazu einzuladen, und zwar nicht nur Hofhistoriographen, die Festlichkeiten beschreiben können, sondern angesehene politisch-publizistische Persönlichkeiten, die als Repräsentanten der öffentlichen Meinung ihres Landes gelten konnten. Es bildete sich dafür ein journalistisches Komitee, an dessen erster Sitzung der Staatssekretär Frhr. v. Marschall und der damalige Minister des Innern Herr v. Köller teilnahmen, die sich weiter in diesem Komitee durch zwei Vortragende Räte vertreten ließen. Der Tätigkeit dieses Komitees hat der Kaiser andauernd sein Interesse gewidmet. Er hat fremde Journalisten, die mit Empfehlungen an ihn ausgerüstet waren, an dieses Komitee verwiesen, welches über die Einladungen zu entscheiden hatte,

er hat persönliche Wünsche dabei geäußert, und es kamen ungefähr 170 Journalisten von Ruf, in der Hauptsache Politiker, aus so ziemlich allen zivilisierten Staaten als Gäste des Reiches zusammen. Und als Gäste sind sie behandelt worden. Bei dem großen Festmahl, das die Stadt Hamburg aus diesem Anlaß gab, saß ein Teil von ihnen — denn alle konnte man natürlich nicht unterbringen — mit dem Kaiser zu Tische, an derselben Tafel wie er. Zu dem großen Festmahl in Holtenau, an dem der Kaiser mit den deutschen Fürsten teilnahm, waren 22 von diesen Männern der Presse geladen, aus jedem größeren Staate mindestens einer, und rangierten, um ein viel zitiertes, aber schiefes Wort zu gebrauchen, ungefähr mit den Kommandierenden Generälen. „Wir Journalisten in Ungarn sind eine Macht, wir stürzen Minister und wir setzen sie ein. Wir können alles, nur mit unserem Könige essen können wir nicht, das verbietet die Etikette." So äußerte sich anerkennend und befriedigt, als wir in einer Dampfpinasse über die Förde nach Holtenau fuhren, ein ungarischer Kollege von der Feder, der in dem parlamentarischen und politischen Leben seines Landes eine Rolle spielt. Bei jener Gelegenheit ist durchgesetzt worden, daß die Journalisten wirklich wie die Vertreter einer Großmacht behandelt wurden. Ganz wie solchen kam ihnen, als sie in corpore bei der Einweihungsfeier den großen Festplatz betraten, der Staatssekretär des Auswärtigen zur Begrüßung bis in die Mitte des Platzes entgegen. Das war, man kann es ja jetzt sagen, auch vorher vereinbart. Der für die Journalisten gecharterte Postdampfer erhielt bei der großen Flottenparade einen Platz in der Paradeaufstellung. Das hatte Kämpfe gekostet; denn höfische und militärische Instanzen stießen sich an dem Civilistenschiff. Aber es wurde durchgesetzt und die Lösung dadurch gefunden, daß man als Kommandanten dieses Schiffes einen Kapitänleutnant der Marine beorderte. Gewiß, eine Etikettenfrage, aber die sind unter Umständen wichtig. Es wird niemand niedriger eingeschätzt, als er es sich gefallen läßt. Man könnte als Argument dafür, daß Wilhelm II. der Presse doch nicht gar so feindlich oder verständnislos gegenübersteht, auch die seit Jahren vorgekommenen Titel und Ordensverleihungen an Journalisten, nicht etwa nur an konser-

vative anführen, wenn man dadurch nicht in den Verdacht käme, Aeußerlichkeiten zu überschätzen, auf die Männer eines freien Berufes, die diesen lieben und ernst nehmen und in ihm täglich vor der Oeffentlichkeit ihr Examen machen, im allgemeinen gewiß keinen Wert legen.

Die deutsche Presse hat sich ohne Gunst von oben und sogar gegen die Ungunst von oben entwickelt. Es gilt von ihr, was von der Kunst gilt: Kein augustisch Alter hat ihr geblüht und keines Mediceers Güte ihr gelächelt. Sie hat ihre Blüte nicht am Throne der Fürstengunst entfaltet. Sie kann sie entbehren. Es ist jüngst anscheinend mit einem gewissen Neide davon geschrieben worden, daß der Kaiser den einen oder anderen fremden Journalisten empfangen habe. Das ist unter allen Umständen eine Ehre, und man ehrt Fremde gern und leicht. Ob ernsthafte deutsche Journalisten sich über diese Ehre hinaus einen sachlichen Nutzen davon versprechen wie die Vertreter anderer Berufsstände, gelegentlich in die nähere Umgebung des Kaisers zu gelangen, möchten wir bezweifeln. Es verlangt gewiß keiner nach der Rolle des Maltheserritters vor König Philipp oder Johann Jacobis vor Friedrich Wilhelm IV. Der Journalist wirkt mit der Feder. Die Feder und die Rotationsmaschine sind eine Macht.

Regierende.

26. August 1906.

„Es gibt weiße Menschen, es gibt schwarze Menschen, und es gibt Fürsten!"

Ein alter, weit umhergekommener, erfahrener Diplomat war es, von dem ich das Wort zum ersten Male hörte. Es stammt übrigens von dem als Gartenkünstler und Weltreisenden bekannten, vom jungen Deutschland einst als geistreichen Literaten bewunderten Fürsten Pückler-Muskau. Wir sprachen von Waldersee, dem General, der damals nach Bismarcks Entlassung seine ganz unpreußische, mehr an romanische Vorbilder erinnernde intrigante Geschäftigkeit in der inneren und äußeren Politik mit gefährlichem Eifer, wenn auch schließlich erfolglos betrieb. Er bemühte sich gerade um eine Kampagne gegen Rußland, suchte erstaunlich unvorsichtig auch Blätter, die seiner ganzen politischen Richtung fernstanden, mit selbstgeschriebenen Artikeln zu gewinnen und hatte dabei gelegentlich Alexander III. als einen Dummkopf bezeichnet.

Das ist ein sehr ungerechtes Urteil, meinte der alte Diplomat. Der russische Herr ist, soviel ich weiß, gar nicht dumm. Aber selbst wenn es so wäre, würde es doch hart sein, ihn so zu nennen. Ein regierender Herr ist nie ein Dummkopf. Man darf seine geistige Fähigkeiten und sein Wissen, ohne ungerecht zu sein, nicht mit demselben Maßstabe messen wie die der übrigen Zeitgenossen. Es gibt weiße Menschen, es gibt schwarze Menschen, und es gibt Fürsten. Die sind eine Menschenklasse für sich. Sie sind von Geburt an durch die Erziehung, durch die Umgebung und die Anschauungen, in denen sie aufwachsen und leben, durch die sichtbaren und unsichtbaren Schranken, die sie von dem allergrößten Teile der übrigen Menschheit trennen, etwas anderes und ganz Eigenartiges. Der regierende Herr eines großen Reiches braucht gar nicht besonders klug oder kenntnisreich zu sein, und zwar,

so paradox das klingen mag, je größer sein Reich ist, desto weniger. Klug sind andere für ihn und kenntnisreich viele. Auf den Charakter kommt es an, fast nur auf den Charakter: Daß er es ehrlich und gut meint mit Land und Volk, nicht eitel ruhmsüchtig ist; daß er die Grenzen des eigenen Könnens und Wissens kennt und sich in ihnen bescheidet; daß er denen, die sein Vertrauen zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen hat, auch Vertrauen schenkt, sie walten läßt und nicht stört; daß er sie verantworten läßt, was sie als Urheber und Geschäftsführer wirklich zu verantworten haben. Aber auch nur das, nicht Dinge, die ohne ihr Vorwissen oder gegen ihren Rat geschehen. Vom Charakter hängt das alles ab.

Es ist sogar für die Fürsten eines modernen großen Staates und für den Staat selbst nicht ungefährlich, wenn jener besonders kenntnisreich und klug ist, oder es auch nur zu sein glaubt. Denn das kann ihn, wenn nicht die seltene Vereinigung mit einem schlichten, festen Charakter hinzutritt, zu Versuchen selbstherrlichen Regimentes verleiten. Und ein solches ist nicht mehr möglich, selbst nicht mehr in Rußland. Kein Einzelner kann mehr mit bloßen Handlangern ein modernes großes Reich regieren, ganz gleich wie dessen geschriebene Verfassung lautet. Keiner von denen, die die Geschichte die Großen nennt und die nur in Jahrhunderten einmal geboren werden, kein Cäsar, kein Napoleon, kein Friedrich könnte es mehr. Das staatliche und wirtschaftliche Leben der Völker ist viel zu kompliziert, sie selbst sind viel zu aufgeklärt und kritisch geworden. Selbst eine große Fähigkeit schneller Auffassung und eine an sich erstaunliche Vielseitigkeit des Interesses und des Wissens stellt sich gegenüber den hundertfältigen Aufgaben des Staatslebens doch nur als ein anmutiger Universaldilettantismus dar, der gefährlich würde, wenn er sich selbstherrlich zu betätigen suchte.

So sprach, hin und wider in vielleicht etwas absonderlich zugespitzter Form, der alte Diplomat einfache Wahrheiten aus, die sich leicht an der Geschichte und der Gegenwart kontrollieren lassen. Manche gekrönte Mittelmäßigkeit oder sogar Beschränktheit hat schließlich dank einem braven Charakter einen ganz guten und erfolgreichen Regenten abgegeben, und

mancher schillernde Geist mit blendender Begabung auf dem Throne hat nach schweren Kämpfen ohne Erfolg für sich und den Staat enttäuschend und enttäuscht mit einem qualis artifex pereo geendet.

Die Fürsten der großen erblichen Monarchien stehen scheinbar dem Leben der Zeit und verschiedenen Schichten des Volkes und der sogenannten Gesellschaft näher als ihre Vorfahren, weil sie sich gelegentlich als Gentlemen unter anderen Gentlemen geben und einzelne zuweilen auch in jüngeren Jahren und über diese hinaus bis zu recht bedenklichen Grenzen betätigen, daß nichts Menschliches ihnen fremd ist. Und doch nur scheinbar. Wie die heutigen beim Sport zu Wasser und zu Lande, trafen sich die Fürsten der älteren Zeit mit dem Bürger auf dem Festplatze und schossen mit ihm um die Wette mit Armbrust und Büchse nach dem Vogel an der Stange. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große haben, obgleich das Reisen damals etwas beschwerlicher war, Land und Leute mindestens ebenso gut gekannt wie ihr rühriger Urenkel. Auch die Erziehung hat sich weniger geändert, als man glauben könnte, seitdem Prinzen öffentliche Schulen besuchen — die Söhne Louis Philipps waren wohl die ersten — und Universitäten beziehen wie andere Landeskinder. Es scheint nur dasselbe und ist doch nicht dasselbe. Auch davon gilt: Es gibt auf den Universitäten Theologen, es gibt Philosophen, es gibt Juristen, es gibt Mediziner, und — es gibt Prinzen. Die auf der steilen Höhe stehen, und die einst zu ihr gelangen sollen, selbst die Volkstümlichen — man denke an den unglücklichen Kaiser Friedrich als Kronprinzen — sind immer noch etwas ganz Besonderes. Mag auch die Schranke zuweilen weniger hervortreten, sie besteht, und wer das vergißt, geht in manchen politischen Urteilen fehl und kann unliebsam daran erinnert werden. Es besteht eine Kluft zwischen ihnen und auch solchen, die ihnen ganz nahestehen. „Mit einem regierenden Herrn ist man nicht verwandt." Der in diesem kurzen Ausspruche gleichsam ein ganzes Kapitel über den Umgang mit Fürsten erschöpfte, konnte es wissen. Er hatte ein langes Leben vielseitigem staatsmännischen Dienste gewidmet und war mit Kaiser und Königen verwandt. Es war erprobte Weisheit.

Und einer mit ähnlicher reicher Erfahrung des Nahestehenden wandte sich, als einst im vertrauten Kreise über Romantik und Mystik auf den Thronen gestritten wurde, zwar gegen die beliebte landläufige Verallgemeinerung, die aus einzelnen Handlungen und Aeußerungen gleich auf die gesamte Geistesrichtung und Gemütsfassung schließt, aber er fuhr doch fort: Auch solche regierende Fürsten, die in vielen Beziehungen wirklich moderne Anschauungen haben, klug sind und manches wissen, eher Nationalisten als Frömmler sind, die haben doch gewisse Gebiete, auf denen sie uns anderen schwer begreiflich sind: der Glaube an das Gottesgnadentum, die Geschichte ihres Hauses, Orden-, Titel- und Uniformwesen. Da sind sie anders als wir anderen alle.

Und weil das so ist, — muß man fortfahren — drum ist es schon aus diesem Grunde gut und weise, daß die regierenden Herren nicht selbst regieren, sondern erwählte Berater verantwortlich walten lassen; daß sie so selten wie möglich ohne das, was Bismarck „ministerielle Bekleidung" genannt hat, vor die Oeffentlichkeit treten, nicht ohne vorausgegangene Verständigung mit den Verantwortlichen Programme verkünden und Ziele aufstellen, auch in gehobener Stimmung nicht mit nie vorauszuberechnender Wirkung hin begnaden und entzücken, dort verletzen und erbittern. Gibt es überhaupt noch Verfechter alter absolutistischer Anschauungen, die die Zweckmäßigkeit dieser einfachen konstitutionellen Grundsätze bestreiten? Grundsätzlich tut's keiner mehr, nur in einzelnen praktischen Fällen wird die Abweichung noch von solchen verteidigt, denen sie gerade vorteilhaft war. Es ist für das Reich kein Glück und für Wilhelm II. noch weniger, daß dieser im Laufe seiner Regierung so oft mit seiner persönlichen Eigenart und seinem selbstherrlichen Willen, durch Worte und durch Handlungen, im großen und im kleinen und kleinsten hervorgetreten ist. Viel Mißstimmung und Gegnerschaft, viel Argwohn und auch Verkennung ist dadurch dem Reiche und dem Kaiser daheim und draußen erwachsen. Es stände besser um unser öffentliches und politisches Leben und vor allen Dingen auch besser um Ansehen und Geltung des Reiches in der Welt, wenn man sich nicht gewöhnt hätte, in allem, was bei uns geschieht, von der

Errichtung eines Zierbrunnens und dem Ausbau einer Schloßruine bis zu den Fragen, die sich um Krieg und Frieden drehen, immer die Hand und den Willen des Einen zu erblicken. Dem Auslande erscheint er nachgerade leider im Bilde des allgegenwärtigen Regenten.

So ist's doch aber nicht! Das Bild ist entstellt durch Uebertreibung. So regiert kein Einzelner mehr, auch nicht der beweglichste (und unruhigste) Geist. Gewiß, es hieße verrückte Steuerprojekte in den deutschen Reichstag tragen, wenn man noch besonders nachweisen wollte, daß des Kaisers Eigenart und starke Einsetzung seines Willens viele Gebiete unseres öffentlichen Lebens, die Gesetzgebung und Verwaltung, die Armee, das Unterrichtswesen so stark und unmittelbar beeinflußt haben, daß ihm für das meiste, was da geschehen ist, die tatsächliche Verantwortung zufällt. Es ist ebenso offenkundig, daß unsere Beziehungen zum Auslande, in denen, gelinde gesagt, kaum irgendwo eine Verbesserung zu erblicken ist, in weitem Maße die eigenen Einwirkungen des Kaisers, seines persönlichen brieflichen und telegraphischen Verkehrs mit fremden Staatsoberhäuptern und minderen Ausländern aufweisen. Alles richtig. Aber über diesem Augenfälligen wird zu oft übersehen, daß auch weite Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung vom persönlichen Einflusse und Willen des Kaisers freigeblieben sind, daß das Wichtigste, was im Reichstage und im preußischen Landtage sich in den letzten Jahren vollzogen hat, nur das Werk der Mehrheiten und der Regierung ist, und daß dabei der Kaiser in keinem Stadium aus dem konstitutionellen Rahmen herausgetreten ist. Flotten- und Kanalpolitik, zwei Fragen, in denen er ursprünglich mit eigenen schöpferischen Ideen sich stark engagiert hatte, lassen in ihrer tatsächlichen Entwicklung die Grenzen seines Einflusses erkennen. Es mag weniger bekannt sein, aber es ist verbürgt, daß auch durchaus nicht alle Aktionen unserer auswärtigen Politik das Werk des Kaisers sind in dem Maße, wie es meist geglaubt wird. Da trügt zuweilen der Schein. Er läßt dem Kanzler und anderen oft mehr und länger freie Hand, als man glaubt; ist nicht der Treiber, sondern folgt ihrem

Rate und fährt dann allerdings schließlich einmal, wenn es sich zu lange und zu gefährlich hinzieht, mit einem kräftigen „Jetzt hab' ich's aber satt!" aus der Ferne dazwischen.

Auf die Frage, wer in Deutschland eigentlich regiert, ist die Antwort nicht so einfach: der Kaiser! Und das viel verbreitete Bismarcksche Wort: „Er wird sein eigener Kanzler sein", ist nur cum grano salis zu verstehen; eine Neigung und Veranlagung soll es bezeichnen. Er will es, und er möchte es vielleicht sein, aber er ist es doch nicht annähernd in dem Umfange, wie eben vielfach geglaubt wird; und er könnte das auch gar nicht.

Das wieder einmal festzustellen ist notwendig. Nicht um des Kaisers willen, — dem mag es gefallen oder auch nicht — sondern wegen der Wirkung, die falsche oder doch übertriebene Vorstellungen drinnen und draußen haben. Vor allem aber, damit die Frage der Verantwortlichkeit für die Reichs- und Staatsgeschäfte nicht noch mehr verschoben und entstellt wird, als es schon längst der Fall ist. Für das was im Reiche in innerer und äußerer Politik geschieht und unterbleibt, trägt allein der Kanzler die Verantwortung, in Preußen der Ministerpräsident, wenn er sie auch mit seinen Ministerkollegen teilt. Es ist bekannt, daß der Mann, der diese beiden Aemter in sich vereint, für manches, was ohne sein Vorwissen vom Kaiser ausgegangen ist, die Verantwortung nur formell, nachträglich und gezwungen übernimmt. Man kennt ja manche eklatante Fälle. Aber auch das ist seine Sache, auch diese Rolle hat er, sei es auch nur vor sich selbst und später vor der Geschichte, zu verantworten. Für das meiste aber ruht die Verantwortlichkeit nicht nur formell, sondern mit vollem Rechte auf ihm, weil er es angeraten, eingeleitet und mitgemacht hat, ganz gleich, ob in den letzten Stadien noch leitend oder mehr von anderen mitwirkenden Faktoren geleitet.

Es wäre ein höchst unerwünschter Zustand und für die Entwicklung unserer politischen Verhältnisse bedenklich, wenn sich allmählich eine Doktrin herausbildete, daß die anerkannte Schwierigkeit, mit einem so ausgeprägten Charakter wie Wilhelm II. zu verkehren, eine Art Generalpardon für die staatsrechtlichen und tatsächlichen Verantwortlichen bilde. Es

darf nicht einreißen, daß damit Fehler und Unzulänglichkeiten entschuldigt werden, und daß etwa gar als Grundlage für einen späteren Nachruhm das Verdienst konstruiert wird, in Kräfte verzehrendem Kampfe mit einem starken Eigenwillen manches Schlimme verhindert zu haben.

Caprivi hat vier Jahre als Kanzler mit Wilhelm II. regiert; Hohenlohe hat es fast sechs Jahre getragen. Man wußte, daß es ihnen oft nicht leicht gemacht wurde, aber laut geklagt haben beide nie. Die Eingeweihten wissen, wie oft sie auch in wichtigen Fragen ihre eigene Meinung gegen den Willen des Kaisers durchgesetzt haben, und wie dieser vor einem Entlassungsgesuch verständig nachzugeben wußte. In Fragen der Gesetzgebung hat er es getan, auch sogar auf dem heiklen Gebiete der Ernennungen. Kam eines Tages zu Caprivi ein Hauptmann aus Potsdam, von Natzmer, wenn wir nicht irren, in Helm und Schärpe, und meldete sich als neuernannter Gouverneur von Kamerun. Caprivi behandelte den Herrn freundlich und nachsichtig wie einen Kranken. Denn er war überzeugt, einen Unglücklichen vor sich zu sehen, den Größenwahn befallen hatte! Der Offizier sprach aber ganz vernünftig und erzählte, wie ihn der Kaiser am Abend zuvor bei irgend einer festlichen Gelegenheit in Potsdam zum Gouverneur ernannt hatte. Er war nicht krank. Ein oder zwei Tage später fuhren Caprivi und der Staatssekretär v. Marschall nach Potsdam zum Kaiser. Die wenigen, die um die Sache wußten, warteten gespannt auf die Rückkehr. Sie kamen als Kanzler und Staatssekretär zurück. Aber der Herr Hauptmann wurde natürlich nicht Gouverneur von Kamerun. Der vierte Reichskanzler gilt für einen großen Künstler in der Behandlung von Menschen; ihm kann es nicht schwer werden.

Die scheinbar einfache Frage, wer regiert, wird der Kandidat im Examen auf Grund der Verfassung und des Staatsrechtes beantworten, der Berufspolitiker nach den tatsächlichen Verhältnissen. Jener antwortet mit Institutionen, dieser mit Menschen. Die Menschen sind oft stärker als die Institutionen. Wer nur nach dem bürgerlichen Gesetze und Eherechte über die Stellung des Ehemannes und Familienvaters urteilt, der wird in manchen Fällen tief erstaunt sein über die

Macht, die in diesem oder jenem Hause statt des Herrn die Frau oder ihre Mutter, ein kluger Freund oder ein kräftiger Hauslehrer, zuweilen auch ein Kammerdiener oder eine alte Köchin ausüben. Auf die Frage, wer regiert in Deutschland, lautet die Antwort der großen Menge, seit 16 Jahren meist: Wilhelm II.! Aber sie lautet nicht immer und nicht von allen so. Zeitweilig ist auch einer der Kanzler genannt worden, auch Miquel. Das Zentrum und die katholische Kirche, antworten unwillig die einen; die Agrarier und die Junker die anderen. Alles nach Zeit und Umständen in gewissen Grenzen zutreffend. Wenn aber in diesem Jahre wissende Männer beieinander waren, die mehr kennen, beobachten und erfahren, als was in Zeitungen steht und in Parlamenten gesprochen wird, da nannten sie Namen, die dem Ohre nicht nur des großen Publikums, sondern auch vieler Politiker so gut wie fremd sind: Herrn v. Holstein, den klugen beinahe mystisch gewordenen Mann aus dem Auswärtigen Amte, und einen ihm eng befreundeten Journalisten, der vor zwei Jahren gestorben ist. Und es muß wohl wahr sein; denn als der alte Fürst Hohenlohe von seinem Nachfolger Abschied nahm, da sprach er ihm wohlwollend und warnend von den Erfahrungen, die er mit den Ratschlägen der beiden gemacht hatte. Dann nennt man noch einen oder den anderen Ministerialdirektor aus dem Kultusministerium oder aus einem anderen Ressort und versteht unter ihnen ganz mit Recht diejenigen, die meist weit über ihr Ressort hinaus durch Klugheit, Sachkenntnis, Energie und manche wertvolle Charaktereigenschaften weitgehenden Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte im großen und im kleinen und, was so wichtig ist, auch auf Personalfragen beim Wechsel von Kanzlern, Ministern und hohen Beamten ausgeübt haben. Daß darunter auch der Journalist nicht fehlt, mag denen zum Troste gereichen, die sich wirklich wegen einiger Aphorismen des Kaisers über die Vertreter dieses Standes aufgeregt haben sollten. Ueberraschen aber wird es nur solche, die die Verbindung politischer Publizisten mit den Regierenden nicht anders als durch die vieldeutige Abstempelung „offiziös" kennen. Es hat bisher noch kein Reichskanzler, auch etwa nicht Bismarck, die Fühlung mit Journalisten verschiedenster

politischer Richtung und Ueberzeugung entbehren können und wollen, die den Zweck hat, vor wichtigen Unternehmungen auch Rat und Ansicht von Männern zu hören, die die öffentliche Meinung berufsmäßig beobachten und zum guten Teile auch machen. In anderen Ländern, in denen gelegentlich der Journalist Minister und der Minister wieder Journalist wird, kennt man das und spricht davon. Bei uns nicht, aber die Beziehungen bestehen nicht in minderem Maße. Für die Führung der auswärtigen Politik sind sie ganz unentbehrlich. Denn das Instrument dieser Politik ist bis zu dem Augenblicke, wo die ultima ratio regum spricht, ganz überwiegend die Presse! Was man der öffentlichen Meinung des eigenen Landes mit Rücksicht auf politische Strömungen und die wirtschaftlichen und kommerziellen Interessen jeweils bieten kann; wie die einzelnen Handlungen oder das gedruckte Wort im Auslande wirken werden: das zu begutachten, ist der Journalist meist besser imstande als der Staatsmann und Botschafter. Das wissen diese auch und handeln danach. Und wenn, um ein Beispiel zu wählen, nur ein Problema, beim Beginne einer Aktion, wie etwa der Marokkoaffäre, die Vertreter größerer Zeitungen übereinstimmend der Meinung sind, daß das Land eine kriegerische Sprache, ein Säbelrasseln nicht verstehen und vertragen würde, dann unterbleibt es, auch wenn sonst einflußreiche Mitregierende anderer Meinung sein sollten. Wenn der deutsche Journalist nicht von Natur und durch Erziehung bescheiden wäre, er könnte in manchen Augenblicken sich fast einbilden, ein wenig mitzuregieren. Aber wer regiert? Jedenfalls kein Einzelner!

Die englischen Journalisten in Berlin.

2. Juni 1907.

Unsere Gäste von der englischen Presse haben heute früh Berlin verlassen und gehen, begleitet von einigen Mitgliedern des Berliner Komitees, neuen Vergnügungsstrapazen, aber was wichtiger ist, auch neuem herzlichen Willkommen in Dresden, München, Frankfurt, Köln entgegen. Drei schöne, inhaltsreiche Tage von der Art derer, die nach dem Dichterwort schwer zu ertragen sein sollen, liegen hinter ihnen und uns. Die hie und da vielleicht auftauchende leise Zweifelsfrage, ob unsere englischen Berufsgenossen dieser an Ehrungen, Festlichkeiten, aber auch an Anstrengungen reichen Rundfahrt durch Deutschland auch bis an die letzten Stationen gewachsen sein werden, möchte ich auf Grund der hiesigen Beobachtungen dahin entscheiden: Sie halten durch. Es sind z. T. bejahrte, würdige Herren, die als Vertreter der Publizistik ihres Vaterlandes zu uns gekommen sind, aber es sind alles Männer von guten Nerven und von guter Erziehung. Mir scheint, sie sind auch in gehobener Stimmung beim festlichen Mahle und beim Becher im allgemeinen etwas mäßiger als wir Deutsche, Freunde ruhigen, humorvollen Genießens, ohne Ueberschwang, auch wenn ihnen warm ums Herz und im Kopf ist. Wir haben unter ihnen zu unserer Freude hervorragende Vertreter der politischen englischen Presse kennen gelernt, angesehene Männer von klarem Urteil und respektablen Kenntnissen, manch einer auch, dem deutsche Bildung, Literatur und Kunst nicht fremd sind und der, wie Mr. Bunting von der „Contemporary Review", den deutschen Tischnachbarn durch seine intime Kenntnis von Jean Paul, dessen „Siebenkäs" eine Lieblingslektüre des alten Herrn ist, einigermaßen in Verlegenheit setzt. Wie lang ist's her, daß wir — auch die Aelteren von uns — Jean Paul gelesen haben und seinen Humor verstanden!

Kein Mißton hat diese drei Berliner Tage getrübt. Die wenigen Politiker und Publizisten, die über die festliche Aufnahme englischer Gäste nicht ganz so denken, wie die große Mehrzahl aller Parteien und aller politischen und gesellschaftlichen Richtungen, die haben sich von der Teilnahme höflich und würdig zurückgehalten und die freundschaftliche Zusammenkunft nicht gestört. Die Hauptsache ist: es ist jede Uebertreibung, zu der frohe Feste und Bankette leicht verleiten, vermieden worden, in Worten sowohl wie in den Folgerungen und Ansprüchen, die sich an diesen Besuch knüpfen können. Es ist das von beiden Seiten vermieden worden, und es hat dazu gar keiner besonderen Vorsicht und berechnenden Zurückhaltung bedurft, sondern es lag von vornherein in der Natur des ganzen Vorganges und in der Gesinnung und in den Absichten, mit denen wir unsere englischen Kollegen zu uns geladen haben und mit denen sie gekommen sind. Es hat niemand von diesem Besuche erwartet und erwartet auch weiter nicht, daß nun unmittelbar alle Mißverständnisse und Verstimmungen verschwinden werden, die die Beziehungen der beiden Länder und die politischen Erörterungen zuweilen getrübt haben, aber eines haben unsere englischen Freunde gesehen und empfunden, das ist ihnen nicht nur aus den offiziellen Reden, sondern auch im persönlichen Verkehr klar geworden, daß man in Deutschland die Leute mit der Laterne suchen müßte, die den Engländern und ihrem Lande feindselig gesinnt wären und von den gegenwärtigen Bestrebungen eine Auffassung hätten, die ein freundschaftliches Verhältnis ausschlösse. Sie haben gesehen und empfunden, daß man ihnen in Deutschland Verständnis für ihre Eigenart, für ihre Kultur, für ihre politischen Bedürfnisse entgegenbringt und in Freundschaft mit ihnen zu leben wünscht, und ich glaube, unter unseren englischen Gästen, unter denen mancher ist, dessen Wort und Feder in seinem Vaterlande etwas gilt, war keiner, der diese Gefühle nicht erwiderte und die freundschaftlichen Gefühle nicht teilte. Sich kennen lernen, Land und Leute verstehen, darauf kommt es an; die günstigen Folgen für unsere internationalen Beziehungen ergeben sich dann von selbst. Sich verstehen, ist alles, dann schwinden die Mißverständnisse, und wenn z. B. kluge

und ehrliche englische Politiker ihren deutschen Kollegen in diesen Tagen von dem Einfluß kirchlicher, religiöser Strömungen in England sprechen, die dort die Politik in ganz anderer Weise als bei uns beeinflussen, und wenn sie schilderten, wie ein frommer Schotte wie Campbell-Bannermann einen Abrüstungsantrag schon an sich vor seinem Gewissen als ein Gott wohlgefälliges Werk ansieht, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit praktischer Durchführung, dann begreift und glaubt man auch, daß ein solcher Antrag auf einer internationalen Konferenz ohne die Absicht diplomatischer Intrige gestellt werden kann.

Sich kennen und sich verstehen lernen, darauf kommt es an. Wir haben es in unserem Begrüßungsartikel gesagt und auf diesen Ton waren die drei Berliner Tage gestimmt. Es ist von deutscher und englischer Seite in klugen Reden von Dr. v. Mühlberg, von dem Botschafter Lascelles, vom Berliner Oberbürgermeister und von den englischen Gästen manch gutes Wort über die Mißverständnisse gesprochen worden, und immer klang es dahin aus: Sie werden allmählich schwinden, wenn man sich kennen lernt. Von besserer Kenntnis und von häufigerer Gelegenheit zum Verkehr mit einander hat der Botschafter, dieser liebenswürdige und um die Beziehungen beider Länder hochverdiente Diplomat, diese Wirkung erwartet. Mr. Spender von der „Westminster Gazette" hat denselben Gedanken variiert. Im persönlichen Verkehr fand er seine Bestätigung, und dasselbe war's, was vor der Orangerie in Sanssouci der Kaiser zu den Engländern sprach: „Sie sind willkommen in meinem Lande und sind willkommen in meinem Hause, und ich möchte wünschen, daß nicht nur die englischen Journalisten, sondern auch andere einflußreiche politische Persönlichkeiten Englands zu uns kommen und deutsche Verhältnisse kennen lernen." Ein gutes Wort, aus dem die freundschaftliche Gesinnung, die friedfertige Absicht und ein gutes Gewissen spricht.

Unsere englischen Berufsgenossen sind von uns voll ehrlichen Dankes mit freundschaftlichen Gefühlen geschieden und manche persönliche Beziehung zwischen Wirten und Gästen hat sich angesponnen, die die kurze Zeit dieses Besuches über-

dauern kann. Was ihnen in Berlin geboten worden ist, das haben ihnen nicht die deutschen Journalisten geboten; die waren — um einzelne Mißverständnisse zu beseitigen, muß man es noch einmal hervorheben — nur das ausführende und arbeitende Organ des großen Empfangskomitees, an dessen Spitze der Herzog von Trachenberg stand, und dem die bedeutendsten Männer der Politik, des Wirtschaftslebens, der Literatur und Kunst angehörten: Die Engländer waren und sind nicht Gäste der deutschen Journalisten, sondern die Gäste Deutschlands, das durch dieses Komitee vertreten ist; auch Gäste des Kaisers und der Bundesfürsten, deren Residenzen sie berühren. Sie sind von dem, was ihnen von Bremen und Hamburg an, dann in Berlin geboten wurde, aufrichtig befriedigt und mehr als das: von dem festlichen Bankett des ersten Abends, vom Empfang durch die Handelskammer und im Rathause bis zu dem Schluß, der gestern Abend nach der Oper im gastlichen Hause des englischen Generalkonsuls Dr. Paul v. Schwabach und seiner liebenswürdigen, schönen Frau stattfand, war alles wohlgelungen.

Es ist nicht richtig, wenn man glaubt, die Engländer seien nur von Fest zu Fest, von Tafel zu Tafel, von offiziellen Reden zu offiziellen Reden geführt worden: es gab dabei und dazwischen doch viel Gelegenheit zu zwangloserem Verkehr. Staatliche und kommunale Einrichtungen und wirtschaftliche Verhältnisse studieren kann man in so kurzer Zeit natürlich nicht, aber bei den Festen und nach den Festen, auf mancher langen Fahrt und an dem gemütlichen Abend im Reichstage, wo die Berliner Journalisten und Damen den Hauptteil der großen Gesellschaft bildeten, da hat sich reichlich Gelegenheit zu ruhiger und intimer Aussprache und näherer Bekanntschaft geboten. Es dürfte keinen unter den englischen Gästen geben, mit dem der Reichskanzler sich auf seinem schönen Gartenfest nicht unterhalten hätte. Er war unermüdlich und ebenso haben Posadowsky, Rheinbaben, Bethmann-Hollweg, Dernburg, Mühlberg, die eine gute englische Konversation zu führen verstehen, Delbrück, Stengel, Studt sich in unermüdlicher Liebenswürdigkeit bei den verschiedensten Gelegenheiten den eng-

lischen Gästen gewidmet. Diese haben auch die bedeutendsten Männer unseres kommerziellen Lebens, Gelehrte wie Harnack, Schmoller, Hans Delbrück, nicht nur beim Zutrinken, sondern näher kennen gelernt. Es hat auch mancher deutsche Journalist bei dieser Gelegenheit zu seiner Ueberraschung gesehen, wie liebenswürdig das offizielle Berlin unter Umständen sein kann, hohe Militärs und die Hofgesellschaft eingeschlossen. Der letzte Abend im Schwabachschen Hause bot das für Berlin seltene Bild eines politisch-literarischen Salons in anmutigem Rahmen.

Ich glaube, vielen unserer Gäste ist der Abschied schwer geworden und die Herzlichkeit ihres Dankes war echt. Besonders warm gilt er dem Herzog zu Trachenberg, der seine Pflicht als Vorsitzender des Komitees unermüdlich mit nie versagender einfacher Freundlichkeit vom ersten Empfang am Bahnhof bis zur letzten Stunde erfüllt hat. Sein Name wird unter den englischen Journalisten einen guten Klang behalten. Er war auch unser Führer in Potsdam und Sanssouci, als wir gestern mit sieben Herren vom Berliner Komitee, darunter Dr. v. Schwabach und Franz v. Mendelssohn, als Gäste des Kaisers den Engländern die große Potsdamer Parade, das neue Palais und Sanssouci mit seiner schönen Umgebung zeigten; er hat in der nicht gerade bequemen Paradeuniform der Gardekürassiere die vielen Stunden dort mit uns verbracht. Ihm und dem Oberstallmeister Frhrn. v. Reischach ist es auch besonders zu danken, daß unsere englischen Freunde den Eindruck gewonnen haben, wirklich kaiserliche Gäste zu sein. So hatte es der Kaiser gewünscht; er hatte den Gästen sogar noch mehr zugedacht, aber durch die Zeit mußte das Programm beschränkt werden. Wer eingehend von diesem Tage erzählen wollte, könnte leicht dem Verdacht eitler Begeisterung über allergnädigste Behandlung verfallen. Es ist gelegentlich der Fahrt des Prinzen Heinrich nach Amerika der schiefe Vergleich vom Journalisten und dem kommandierenden General bekannt geworden. Ich vermute, es gibt manchen deutschen Journalisten und auch manchen Engländer, der, befriedigt von seiner Wirksamkeit und seinem Beruf, gar nicht den Wunsch hat, mit kommandierenden Generälen zu tauschen; aber ehrenvoller

und freundlicher als gestern die journalistischen Gäste des Kaisers in Potsdam und an der kaiserlichen Frühstückstafel in der Orangerie von Sanssouci aufgenommen worden sind, werden meines Wissens Generäle auch nicht aufgenommen. Als nach dem Frühstück im Raphaelsaal der Orangerie — das, nebenbei bemerkt, ein ausgezeichnetes Mittagsmahl war — die Gesellschaft im Freien unter dem Porticus zwanglos bei Kaffee und Zigarren sich dem Genuß dieser von Friedrich dem Großen geschaffenen, in voller Frühlingspracht prangenden herrlichen Garten- und Parklandschaft hingab und die von der chinesischen Mauer genommenen vielgenannten astronomischen Apparate besichtigte, kam unerwartet, aber doch wohl nicht zufällig, wenige Minuten vorher vom Hofmarschall angekündigt, der Kaiser auf dem Wege von Potsdam nach dem Neuen Palais angeritten, in voller Rüstung noch, wie man ihn bei der Parade gesehen hatte, im schwarzen Küraß und mit dem Adlerhelm der Garde du Korps, hinter ihm sein glänzender militärischer Hofstaat, ein eigenartiges Bild: Auf dieser Terrasse, wo Preußens großer König einsam und schlicht, die letzten Jahre seines Lebens, ganz dem Dienste des Staates geweiht, hart gegen sich und oft genug gegen seine Umgebung und manchen Getreuen, gewandelt ist, der Enkel in vielen Stücken ein ganz moderner Mensch, mit einer ganz anderen Auffassung eines vergrößerten Pflichtenkreises, im vollen glänzenden Kriegsschmuck englische Journalisten begrüßend. „Lohengrin!" entfuhr es einem und dem anderen der fremden Gäste, die so Zeugen des starken Hanges und Talentes des Kaiser zu eindrucksvoller Repräsentation wurden. Aber dieser Monarch im Panzer ist doch auch ein ganz moderner Mensch: liebenswürdig und heiter plauderte er nach kräftigen Shake-hands mit jedem der ihm vom Herzog von Trachenberg vorgestellten englischen Vertreter der allermodernsten Großmacht, erinnerte sich, was der eine einmal über ihn geschrieben, was er mit einem anderen bei früherer Gelegenheit gesprochen. Er hat die Gabe, wenn er will, Menschen zu gewinnen, und die Gefühle der englischen Gäste machten sich in einem dreimaligen Hipp, Hipp, Hurra! Luft, als er freundlich grüßend Abschied nahm. Es fehlte nicht

viel, sie hätten ihr beliebtes „He is a jolly good fellow" angestimmt, das wir in diesen Tagen oft von ihnen gehört haben.

Malerisch schön in dieser Umgebung und in ihrer Wirkung gelungen war diese Begrüßung, und über das hinaus braucht man an ihr nicht zu deuten, überhaupt nicht zu viel deuten und politisch folgern, wenn man in ehrlicher guter Gesinnung ausländische Gäste feiert. Ganz einfach und schlicht hat gestern Abend im Schwabachschen Hause der Vorsitzende unseres Komitees, der Herzog zu Trachenberg, unseren Gästen Lebewohl gesagt mit den Worten: „Ich kann nur wiederholen, daß es eine große Ehre und ein großes Vergnügen war, mit Ihnen zusammen zu sein und einige Tage mit Ihnen zu verleben. Ich habe das Vertrauen, und ich rufe Ihnen allen zu Au revoir!" In dieses „Auf Wiedersehen" klang dann auch der Abschied noch im einzelnen aus.

Druck der
Frankfurter Societäts-Druckerei
G. m. b. H.
Frankfurt a. M.